Lebens-Bilder.

Von

der Verfaſſerin

der

geſammelten Briefe von Julie.

Leipzig, 1818.

in der Gräffſchen Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

Die literariſche Hausfrau.
Helmina.
Der Väter Sitte.
Die Wahl.
Der Weiberfeind.
Das Teſtament.

Die literariſche Hausfrau.

„Wie weit habe ich noch bis K..?“ fragte ich den Schirrmeiſter vor dem Poſthauſe in A.

„Sechs Stunden,“ war die Antwort.

Ich hüllte mich tiefer in meinen Mantel, verdrießlich, daß es auch jetzt, wie auf der ganzen Reiſe, wieder regnete. Ich kam aus den Bädern G. und P. Mit ſo vielen Hunderten hatte ich dies Jahr vergebens bei den Heilquellen Geſundheit geſucht. Das naſſe kalte Jahr wirkte nur ungünſtiger noch in den Bädern; und höchſt verſtimmt kehrte ich von dort zurück. Bei meiner Durchreiſe wollte ich einen Freund beſuchen, der, indeß ich einen Haufen Freiwilliger ins Feld führte, die Führung einer geiſtlichen Heerde übernahm. Aus

Rücksicht auf eine alte Mutter und unversorgte Geschwister war er geblieben, wie ich von ihm damals hörte. Unzufrieden mit der bunten lauten Welt, aus der ich eben kam, dünkte mir das Verweilen bei dem Stilleben des Freundes reizender als alles, und mit Ungeduld wünschte ich in K. zu seyn.

Durch den Nebelschleier der feuchten abendlichen Gegend erschien endlich der Kirchthurm von K.; und als wolle die Natur zeigen, daß ich von dort nicht zu viel erwarte, brach sich das Gewölk, und hell fielen die Strahlen der Sonne vom Thurm hernieder, Kirche und Oertchen beleuchtend. Je näher, um so freundlicher wärmer erschienen, recht angenehm von Hecken umfangen, von Gärtchen durchschnitten die weißen Häuser mit rothen Dächern, wo hin und wieder die rauchenden Schornsteine den Durchkälteten, von der feuchten Regenluft Durchdrungenen heimisch begrüßten.

Ueberraschen, dachte ich, will ich ihn nicht, wie oft kömmt ein Reisewagen sehr un-

gelegen vor die Thüre beſchränkter Häuslichkeit. Ich fuhr vor das Wirthshaus, eines der erſten Häuſer des Oertchens. Ob er verheirathet ſey, wußte ich nicht; immer im Geräuſch der Waffen und ſeit Jahren weit entfernt von dem mir ſo lieben Freunde, hatte ich nichts von ihm erfahren, als daß er ein neues Leben beginne, ſeit er angeſtellt ſey.

Wie werde ich ihn finden? fragte ich mich ſelbſt, und ſetzte unmuthig hinzu: „Vielleicht geplagt, gedrückt von einer Hausehre, die ſcheel ſehend den unwillkommnen Fremdling hereintreten ſieht.“ Schnell ließ ich mir Kaffee machen, und, ihn ungeduldig erwartend, trommelte ich unſern Eilmarſch auf dem Tiſche, indeß ich immer mehr und mehr mich in mir ſelbſt verſtimmte. Keine Seele erſchien, die etwa durch unbefugte Neugierde der Gewitterableiter meiner Laune hätte werden können. Eine unfreundliche, recht ſchmutzige Magd brachte mir Kaffee; ich trank ſchnell ein paar Taſſen, um mich zu erwärmen, und ging dann, um den Freund aufzuſuchen.

Es dämmerte, als ich ins Haus trat. Ein kleiner, weißer Lockenkopf erſchien in halbgeöffneter Thür, und rief hereinwärts: „Nein, der Vater iſt's doch noch nicht!“ Ich trat ihm nach. Bei meinem Eintritt erhob ſich eine Frau, die, den Säugling tiefer einhüllend, mir entgegen kam; mild, doch nicht freundlich, fragte ſie nach meinen Wünſchen.

„Den Herrn Prediger zu ſprechen!“ erwiederte ich.

„Eben erwarte ich ihn“, ſagte ſie darauf, und wie ſie es ſagte, wurde das Geſicht bei den Worten: erwarte ich ihn, ſehr freundlich.

Sie bat mich zu ſetzen, und ſetzte ſich wieder ans Fenſter. Daß hier erwartet wurde, ſprach ſich in den kleinſten Kleinigkeiten aus. Für das Wohlſeyn aller Sinne war geſorgt. Wohl geordnet alles. Ein gedeckter Tiſch ſtand bereit, mit allem verſehen bis auf die Speiſe. „Dir werde wohl!“ ſprach dies einfache Ganze zu dem Hereintretenden, und

ich nahm den Segen mit an. der jedem, auch den Fremden, hier geboten wurde.

Eben hatte ein einsylbiges Gespräch begonnen vom Wege und Wetter, wo die Frau, einfach ohne Neugierde, — die oft auf dem Lande bis zum Widerlichen anfrägt und ausforscht, — nach diesen, — ohne Interesse an mir, wie ohne Kalte, — fragte. Ohne Nachahmung der Weltmanier, ohne Redigkeit, ohne lebhaft zu werden, sprach sie, weil es ihr Pflicht schien, den Wartenden durch ein Wort zu unterhalten.

„Der Vater, der Vater!“ rief der Knabe beim raschen Hufschlag eines nahenden Pferdes, und stürzte nach der Thüre.

Sie sprang schnell auf — und da flog er schon in ihre Arme. Ein Empfang, als hätten Liebende Jahre lang darauf geharrt. Dies war auf der Hausflur; ich hatte mich in eine Ecke neben der Thur des Zimmers gedrängt.

„Du bist wohl recht durchnäßt, armer Lieber!“ sprach die Frau, und streichelte über seine Wange her; dann prüfend über die Klei-

dung. „Nun komm, und kleide Dich gleich um. Ein Fremder will dich ſprechen; doch den will ich ſo lang unterhalten.“

„Du biſt immer zu beſorgt, gute Klara!“ hörte ich des Freundes Stimme, doch wie ſo freudig klang ſie jetzt, nie hatte ich ſo ſie gehört.

„Nur darin, weißt Du wohl! ſind wir verſchiedener Meinung, ich ſorge ja für mich ſelbſt, wenn ich für Dich beſorgt bin.“

„Nun wohl, es ſey! ich bin den Augenblick wieder bei Dir!“ ſo verſchwand er, und ſie kam zu mir zurück, verſteht ſich, ich ſaß wieder auf meinem Stuhle.

Wie war ſie verändert, das Angeſicht ſtrahlte Freude, und jetzt bot ſie ſie auch mir, indem ſie ſehr freundlich ſagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich, beſorgt für des Mannes Geſundheit, ihn erſt ſich umzukleiden bat. Er iſt mehrere Stunden weit in Geſchäften gereiſt, und wird deſto ungeſtörter dann zu Ihren Dienſten ſeyn.“

Mit einem frohen Ausruf: „Biſt Du es, iſt es denn möglich!“ flog er in meine Arme. „Eduard, wo kömmſt Du her? ach das iſt ja herrlich! Sieh, das iſt mein Weib“ rief er nun lauter, und richtete ſich in der Umarmung des Freundes raſch auf, nach ihrer Hand reichend, die ſie zärtlich faßte, und näher trat. „Mein ganzes Glück!“

„St! ſt! ſie legte den Finger über ſeinen Mund — „das ſagt man nun ſo“! beugte ſie mild lächelnd ſich hinunter zu dem Knaben, der, an ihr Knie geſchmiegt, dem Fremden, der ſo von dem Vater umſchlungen war, anſah, und den Kopf verlegen bei ſolch neuem Anblick in der Mutter Schürze verbarg, verſtohlen dann hervorſchauend.

„Nun mußt Du mir vor allen Dingen erzählen, wie Du ſo vom Himmel fällſt!“

„Oder in Deinen hinein,“ erwiederte ich lächelnd.

„Merkſt Du etwas?“

„Wie ſollte ich nicht!“

„Ey, wer wird dies gleich im erſten Augenblick weghaben!“ rief er lachend, und

zog mich ins Sopha; nahm dann der Frau den Säugling ab, der, als ſey dies immer Beding, ſo wie er ſaß, beide Händchen nach ihm reichte. Der ältere Knabe rückte ein Bänkchen neben des Vaters Knie, und ſetzte ſich, ſtill zuhörend, feſt das Auge auf mich gerichtet.

Die Mutter hatte uns verlaſſen, kam aber bald zurück, und trug ſelbſt die Speiſe auf. „Eine Schüſſel gern geſehen!“ ſagte ſie, dieſe auf den Tiſch ſtellend. „Nach Tiſch wird es den beiden Reiſenden erſt recht wohl werden,“ meinte ſie freundlich. „Darum eſſen wir auch immer gleich, wenn mein E. zurückkömmt.“

Nach dem Eſſen, — ſeit Monden hatte mich keine Mahlzeit ſo erquickt, — brachte die Mutter ſtill und behende ihre Kindlein zu Bette, und ſetzte ſich dann mit einer Arbeit zu uns. Ich erzählte von meinen Feldzügen, die für meinen guten E. beſonderes Intereſſe hatten, und nach Art aller Militärs ein noch größeres für den Erzähler.

Die Frau hatte ſich ganz kurze Zeit entfernt, und ſagte dann zu ihrem Mann: „Bereit iſt das Zimmer für den Freund.“ Ich machte Einwendungen. „Nun da iſt gar nicht die Rede vom Gehen, Du bleibſt bei uns recht lang, hoffe ich. Jetzt ſchicke Du ſelbſt nach Deinen Sachen!“ Er rief dem Mädchen, brachte mich dann in das für mich beſtimmte Zimmer, als meine Sachen kamen, und meinte, jetzt ſolle ich der Ruhe pflegen, ſchon zu lang habe er mich wach erhalten.

Am Morgen erwachte ich mit einem recht behaglichen Gefühle. Als ſey ich in der Heimath, umfing mich die Traulichkeit des kleinen Zimmers. Ein Weinſtock vor den Fenſtern beſchattete dieſe, und die Blätter wegten ſich im hellen Sonnenſtrahl, der ſich an ihnen brach, und nur angenehm erhellte, nicht blendete. Im einfachen Stübchen fehlte doch nichts, was man zu finden wünſcht. Die Mitte von Luxus und Unbequemlichkeit war gerade getroffen. Und ſelbſt das Lager, die leichte Decke, die hochſchwellende Matratze, —

etwas, was man auf dem Lande immer entbehrt, dagegen Zentner ſchwere Deckbetten und weiche leere Kopfkiſſen findet, die den Müden in ſich vergraben, — zeigte von dem Sinn der Hausfrau eine gute leichte Seite. Reinheit des Geſchmackes ohne bunte glänzende Spielerei, und moderne Zierrathe, zeigte auch jedes Stück, was hier zu meiner Bequemlichkeit da ſtand.

Bei dem Frühſtück fand ich unten alles ſchon gekleidet, geordnet und im Gange; — was ich immer bemerke, denn das Hervortreten und Hervorlangen von dieſem und jenem hat für den Fremden etwas Störendes, was ihm zum Vorwurf ſeines Hierſeyns leicht dient. — Bei dem Kaffee, den ich allein trank, — beide tranken mit dem Knaben nur Milch, und haben nie etwas anderes getrunken, — erzählte mein Freund von ihrer Wirthſchaft, ſeine Frau oft neckend. Sie lächelte ohne Merkmal von Laune oder Empfindlichkeit über den Scherz, und meinte: „Du haſt recht, es könnte manches viel beſſer ſeyn!“

Ernſt werdend, nahm er dann mit einer gewiſſen Heftigkeit ihre Hand: „Nur eines, ich ſelbſt!“

Sie ſah ihn mit einem tiefen langen Blicke an, drückte mit ihren beiden ſeine Hand an ihr Herz, und ſagte: „Was haſt Du mir verſprochen, nie ſo zu denken, nie ſo zu reden“ — „Und mir nicht weh zu thun damit,“ bat ſie ſanft, drückte einen leiſen Kuß auf die Hand, und ging dann harmlos nach der Wiege, wo eben die Kleine erwachte.

„Indeß meine Klara uns das Mittagsmahl bereitet, führe ich Dich in der Gegend umher; ſie wird Dir gewiß gefallen.“

Hier im Freien floß ſein Herz über von Glück und Wonne. Immer hatte ich einen der ſeltenſten herrlichſten Menſchen in ihm geliebt, nur war ſtets die Grundfarbe ſeines Gemüthes trüb und dunkel. Sein früheres Leben immer geſtört durch Unglück und Einwirkung von Menſchen. Er hatte gelernt am Glück verzweifeln. Kalt reſignirt ſah ich ihn ehemals, immer ruhig, gleichmüthig, doch nie

im Innern froh. Jetzt erſchien er ganz umgewandelt. „Was ein gutes Weib nicht vermag!“ ſagte ich, „Du machſt mich glauben an Ausnahmen.“

„Wäreſt Du auch des traurigen Glaubens geworden,“ ſagte er erſchreckend. „Weil man ſie nicht leicht und oft erkennt, ſollen alle in der Regel nicht viel werth ſeyn. Ach, man bedenkt zu wenig, was man ſelbſt verliert durch den Glauben.“

„Nun, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und ein ſolches Weib macht keine Anwendung auf ihr ganzes Geſchlecht.“

„Doch auch ſie trug viel des Scheins gegen ſich, für den ſtreng Prüfenden, dem nichts entgeht. Ich verkannte ſie lange Jahre, und nur Gott hat mich ſie ſo finden laſſen, wie ſie war. Früher hat der Zweifel an ihr mein Leben ſchrecklich getrübt und geſtört.“

Ich ſchüttelte den Kopf und meinte, es wäre wohl unmöglich da zu verkennen, wo ſo einfach und offen alles da liege.

„Dir iſt's freilich leicht, jetzt hell zu ſehen das Weib, ich ſah' das Mädchen."

Ein Nachbar, der uns begegnete, unterbrach das Geſpräch. Er geſellte ſich zu uns, und trennte ſich erſt im Orte ſelbſt von uns.

Noch war die Hausfrau beſchäftigt, eben gemachte friſche Butter in Waſſer auszuwaſchen. Geſchäfte riefen den Freund ab, und ich ſah der häuslichen Geſchäftigkeit zu, die ich ſo lange nicht mit der Ruhe überſehen hatte. Ruhe ſchien hier alles zu gründen. Eilig, doch nicht übereilt, bot ein Geſchäft dem andern die Hand, und ich ſah nichts von dem Treiben und Suchen, was ſo oft das Hauswesen allen Männern verleidet. Als ſey ich nicht da, war von der Geſchäftigkeit, die ſich zeigen will, nichts zu ſehen. Fremde und Hausgenoſſen kamen und gingen; alles im ruhigen Gleiſe, dabei hatte immer der Knabe dazwiſchen zu fragen, und erhielt immer eine gute Antwort.

Bei der Mahlzeit, wo mein Freund das heiterſte Bild des Hausvaters war, konnte

ich nicht umhin, ſeine Häuslichkeit, dies Stillleben, laut zu preiſen, und über das dort, woher ich kam, tüchtig zu läſtern.

„Schöne, geiſtreiche Frauen gab es doch dort wohl in Menge,“ ſprach mein Freund, „immer haſt Du doch ſonſt Dich da, wo es dieſe gab, recht wohl gefühlt.“

„Nicht nur ſchöne, auch ſchöngeiſteriſche und berühmte. Da war eine berühmte Schriftſtellerin, die breitete den Pfauenſchweif des Wiſſens ſo prunkend aus, daß ſich alle Frauen ärgerten und entfernten, und alle Männer lachten und läſterten, oder lobten und den Hof machten. Es giebt doch in meinen Augen nichts erbärmlicheres auf der Welt, als ein Weib, das mehr als Weib ſeyn will. Die Schriftſtellerinnen ſollte man —“

Mein Freund lachte aus vollem Halſe. Hoch röthete ſich das Geſicht der Hausfrau, ſie ſenkte das Auge tief, und beugte ſich ſeitwärts zu dem Knaben.

„Du traſt ins Schwarze, und ſchoſſeſt dennoch fehl!“ rief E. noch immer lachend;

doch ein Blick auf ſeine Klara machte ihn ernſt. Er umfing ſie, und ihr ſanft über die Augen ſtreichend, ſprach er weich: „Warum ſank das liebe Auge? Auch hier, wie immer, kann ja das reinſte aufwärts blicken.“

„Zu Dir! Du biſt ja immer mein Schutz,“ erwiederte ſie mild; doch glänzte das Auge mehr als ſonſt in einer zerrinnenden Thräne, und ſie ſchmiegte ſich feſter an ihn, als bedürfe ſie der Stütze.

Ich begriff beide nicht.

„Das Wetter iſt ſchön! beſſer als ſeit lange. Heute gehen wir doch in den Garten, Klara, Du auch mit, den Freund zu erfreuen.“ Sie küßte ihn ſtatt der Antwort.

Still ordnete die Hausfrau manches in Küche und Speiſekammer in einen Korb, indeß ich Kaffee trank, und mit dem Freunde eine Pfeife rauchte. Der Knabe ſprang jauchzend hin und her, und rief: „Wir eſſen heut Abendbrod im Garten, Mutter hat's geſagt!“

Wir gingen. Der Garten überraſchte mich. Ich hatte einen, wie ich ſie wohl im-

mer fand, auf dem Lande erwartet, halb verwildert, halb benutzt. Entweder Gras und Bäume, oder nicht gut gehaltene Rabatten und Wege. Blumen selten da gefunden, wo überall Wiese und Felder welche boten, wenn auch schlechtere. Hier war es anders. Gras und Gebüsch — Blumenbeete und Gemüßfelder, Lauben und Fruchtbäume anmuthig geordnet. Ueberall Schönheit und Nutzen vereint; für Auge und Magen zugleich gesorgt.

Gleich als wir ankamen, wurde eine wollene Decke gedoppelt über den warmen Sand gelegt, und der Säugling darauf gesetzt, die Mutter that dies; dann schürzte sie sich auf und fing an, gleich daneben Bohnen zu brechen, oft der Kleinen zurufend, oder ihr etwas zum Spielen hinreichend. Mein Freund und ich nahmen indeß von einigen jungen Bäumchen Birnen und Pflaumen ab. Ein leichtes Geschäft löste das andere ab; selbst der Knabe las neben der Mutter die Schnecken vom Salat ab, über deren Menge

bei der Feuchtigkeit ſie ſich recht bitterlich beklagte.

Der Abend nahte, und nun wurde in der Geisblattlaube auf einem kleinen Hügel das leichte erquickende Mahl gehalten. Eine warme balſamiſche Luft — die ferne Lindenblüthe und das Geisblatt miſchten ihren Duft mit dem Dufte der Monats-Erdbeeren, die als Nachtiſch daſtanden, neben den Birnen und Pflaumen. Die weite Ausſicht über eine reiche Gegend, begrenzt von ſchönen Bergen, die im Abendgolde ruhten. Die Stille ringsum — es war ein genußreicher Moment. Mein Freund ergriff ſein Glas, und an das der Frau anſtoßend, rief er innig „die Schriftſtellerinnen ſollen leben, die Dir gleichen! Du ſtößeſt gewiß mit an, Eduard;“ er ſtieß an das meine.

„Alle Männer, die ihre Frauen veredeln und beglücken!“ rief ſie lebhaft, und ſtieß an unſre, daß alle drey Gläſer hell anklangen.

„Wie ſprecht ihr immer in Räthſeln? ich begreife dieß nicht!“

„Sieh, Eduard, aus den Federzügen, die dieſe Hand, — er ergriff die der Frau, — ſchrieb, blüht uns dieß Paradies. Meine Klara war früher Schriftſtellerin, ſie kaufte den Garten für den Erwerb ihrer Feder. Niemand weiß, daß ſie ſchrieb. Sie hat nur ein und daſſelbe Titelblatt für ihre Bücher wie für ihr Leben: „Gute Frau und Mutter“ dieſe hat ſie überall nur gewollt.“

„Du lenkſt alles für mich zum Guten, lieber E. Da er Ihnen nun einmal eine Schattenſeite verrieth, muß ich auch noch etwas hinzuſetzen, was dieſe mildern wird: denn was der Freund des theuern Mannes von ſeiner Wahl denkt, kann mir nicht gleichgültig ſeyn. Ich ſchrieb als Mädchen nicht um die Ehre — mir ſchien es immer das Gegentheil — genannt zu werden — die, von der Niemand etwas weiß, iſt die Geehrteſte in meinen Augen — doch um den Ehrenſold. Meine Exiſtenz ſichern, wollte ich, da ich arm war; um mich nie der traurigen Nothwendigkeit hin-

geben zu müſſen, eine Verſorgung mit dem Glück des Herzens zu erkaufen, und Brod anzunehmen, ohne Liebe dafür geben zu können. O das ſollte allen, allen meines Geſchlechts ewig fern bleiben!! Nützlich für uns ſo Glückliche das Erworbene zu machen, das habe ich gewollt; — unbekümmert blüht und grünt jetzt alles ſchön um mich, und ich darf mich dieſer Schöpfung nicht ſchämen, die ich hervorrief. Blüthen, Blumen und Früchte gab die Feder, deren wir uns alle erfreuen. Aus den mir gleichgültigen Buchſtaben ging die keimende, lebende Welt hier auf, und manches Saamenkorn eigner Erfahrung mit Liebe geſäet, in guten, kindlichen Herzen auch wohl auf. Kein Verdienſt mache ich ſchlechterdings nicht daraus, geſchrieben zu haben, nein, es nie im Hauſe und in mir ſelbſt zu verrathen; — das iſt das Einzige, dem ich nachſtrebe, denn ich kenne die Wirthſchaft vieler Schriftſtellerinnen, Künſtlerinnen und Dichterinnen. Nur das, was der Mann einſt auf das Kreuz des Grabhügels

aus dem Herzen ſchreibt, das ſey mein Ruhm.“

„Ich gehe Dir voran!“ ſagte er heftig ſie umfaſſend.

„Wie Gott will! Trennung iſt bei ſo eng Verbundenen nicht mehr; und muß eines weinen, ſo will ich's, damit Du es nie darfſt.“

„Mutter nimm mich, ich bin recht müde,“ ſprach der Knabe und neigte ſich auf der Mutter Schooß.

„Der gute Vater nimmt dich!“ ſagte die Mutter heiter werdend, indem ſie ihm dieſen reichte. „Sahſt du wohl, Lieber! wie unſre Kleine heute ſchon ſich aufzurichten ſtrebte? gewiß wird ſie bald gehen lernen;“ ſo wandte ſie ſich an den noch ſtill Sinnenden, der durch Ton und Wendung heiter angeregt nun mitſprach.

Wir gingen nach Haus. Mein Freund trug ſeinen Knaben; die Mutter, nachdem ſie ſchnell alles eingepackt hatte, folgte, mit der Kleinen. Nachdem ſie die Kinder zur Ruhe gelegt hatte, kam ſie zu uns. Ich hatte von unſrer Vergangenheit geredet; erzählte manches,

er hörte ſtill zu, im Zimmer auf und nieder gehend. Sie miſchte ſich ins Geſpräch, indeß ſie am Tiſch arbeitete; doch kaum einigemal aufgeblickt, ließ ſie nun die Arbeit und ging einigemal mit ihm auf und ab, kindlich angeſchmiegt. Dann einmal nach den Kindern ſehend, zog ſie leiſe die offenſtehende Thüre des Zimmers daneben, wo ſie ſchliefen, zu, und ſetzte ſich dann zu dem Flügel Piano, was ich noch kaum bemerkt hatte, unter der Decke. Sie ſpielte, und ſang nachher. Höchſt einfach alles, was ſie ſang, doch ſo heiter bedeutſam, ſo zum Herzen dringend ihre Stimme, und ſo angepaßt ihrer Lage und der Stimmung, daß ich es nicht laſſen konnte, dem Freund etwas darüber zu ſagen, der nun ruhig im Sopha anlehnte.

„Sie hat den Geiſt der Unruhe wie immer zum Weichen gebracht, die Gute, die Sängerinn voll milder Liebe," ſprach er. „Sie hat den Trübſinn, der mich ſonſt ſo oft quälte, und deſto tiefer drang, je weniger jemand ihn ſah, immer ſo erhellet."

„Die Muſik iſt etwas Herrliches! ſie gehört zur Liebe und ſpricht ſie am ſchönſten aus. Recht für die Einſamkeit, für das Leben auf dem Lande iſt ſie gemacht.“

„Und doch iſt dieß oft ſo beſchäftigt, daß gar keine Zeit für ſie bleibt. Meine Klara hat aber wirklich, neben ſo vielen, auch die Eigenſchaft der Zeit Benutzung in allem.“

„Auch das hat ſie von dir gelernt!“ rief ſie freundlich aufſtehend.

„O du haſt alles von mir gelernt!“ erwiederte er ironiſch.

„Das Beſte gewiß! o gönne mir das Bewußtſeyn! Wer weiß es denn, was ich ohne Dich geworden wäre? vielleicht auch eine jener irren, ſchwankenden, unglücklichen Schwärmerinnen, die nur im Gebiete der Dichtung leben, und überall in der Wirklichkeit und Wahrheit anſtoßen, nie ihnen angehörend. Dein Bild hat mich geſtärkt, befeſtigt ehemals in der Ferne und nun hat deine Hand mich geleitet.“

„Gott hat wohl gefährt! ihm, nicht uns, ſind wir den Dank ſchuldig!“ ſprach er ernſt — und ſie ſagte leiſe „Amen!“

Noch drey ſchöne Tage lebte ich bey ihnen, und um mir nicht allen Geſchmack an dem, was ich zu erwarten hatte, vollends zu rauben, entfernte ich mich dann. Ich ſagte ihnen dieß vorher. Launig meinte die Frau, ſpäterhin würde ich mehr und mehr Mängel finden, die dieß verhindern würden.

„Darauf wollte ichs wohl ankommen laſſen, ich ſah ſchon lang genug.“

„An mir gewiß haſt du welche und ſtarke ſchon gefunden!“ meinte mein Freund.

„Immer eilt er mir zuvor, wie in jeder Tugend, ſo in der Beſcheidenheit,“ ſagte Klara. „Doch kann ich über etwas klagen, ſo iſt es die Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt, von jeher. Wie ſelten iſt der edle Fehler bei ſeinem, wie bei meinem Geſchlechte.

„Daß er nichts dabei verliert, dafür ſorgt die Liebe!“ —

Sie lächelte ſehr heiter.

„Könnte ich doch nur zuweilen Euch so hören, ſehen. Wahre Liebe iſt doch eine Erquickung des Gemüthes wie nichts andres!“

„Suche Dir, ſprach er, vor allen Dingen eine Klara.“

„Du trauſt mir gute Augen zu; ſo leicht iſt eine ſolche nicht zu finden, nicht zu erkennen.

„Der Mann nur giebt dem Weibe das Verdienſt, wo die Klage mit Recht ſie berührt, iſt immer mehr als halb der Mann ſchuld. Als ich ihn, den Einzigen, fand und als gleichgeſtimmt erkannte, da vollendete ſich mein ganzes Weſen. Außer dieſem Glück, durch Liebe das zu werden, was es ſeyn ſoll, irrt und wankt das Weib ſtets. Giebt es einen Fels, worauf Glück und Tugend ewig unwandelbar ſtehen, ſo iſt's Liebe und Treue. Mag das Weib ſeyn, was es will, die Liebe macht ſie erſt zu dem, was ſie ſeyn ſoll — ein Echo des Mannes — ein Abdruck ſeiner Seele, wenn dieſe rein und herrlich, in reiner Bruſt ſich abdrückte. Weiches Wachs iſt des Weibes Gemüth; und wenn

es mehr wahre Männer gäbe, würden die wahren Weiber nicht so selten seyn!“

„Ach, aber die Eitelkeit! das Greifen nach Schein, nach jedem Wahn, der Meinung Anderer“ —

„Eitel war ich auch!“ sprach sie wehmüthig. „Glauben Sie mir, er hat mich davon geheilt, wie von allen zu großen Irrthümern und Schwächen. Schmerzlich war die Kur, und des Arztes Hand mußte fest und sicher seyn, doch führte sie auch das Uebel hinweg.“

„Glaube ihr nicht! sie war stets gut und —

„Treu! (fiel sie ein) ja das war ihr einziges Verdienst, und der Grund, auf den alles beruht, ist freilich Treue vor allem. Doch wenn ein Weib auch treu ist, der Mann muß doch vollenden, stets treu sich selbst Kraft haben, dann schützt er, mag er noch so fern stehen, auch die schwächere Brust des Weibes, die an der Kraft geistig sich stets erhebt.“

„Könnte ich ſo ein Glück mir ſichern, wie Eures, wahrlich an Kraft zu wollen ſollte es nicht gebrechen!“

Mein Freund begleitete mich bis auf eine ſchöne Anhöhe, von wo aus die Gegend zu überſehen war. Hier reichte ich ihm die Hand, und bat: „Hier laß uns ſcheiden, nicht für immer, hoffe ich! Wenn ich, der ſtets Umhergetriebene, auch einen Ruhepunkt erreiche, dann mußt Du mich beſuchen, oder ich komme zu Dir. Deine Häuslichkeit iſt das Ziel, welches ich mir aufſtecke, und wohl dem, der ſich ſo ſeines Lebens freut, ungeſtört von der Menſchen Thorheit, von ihrem Wahn.“ —

„Gott laſſe Dir's auch bald ſo wohl werden!“ rief er, mich umfaſſend — „Lebe wohl!“ er wandte ſich und ging. Noch einmal winkte er mit der Hand mir Lebewohl, und entfernte ſich dann ſchneller.

Lange ſtand ich, und ſchaute hinab in dies Thal. Die Geſtalt des Freundes war verſchwunden, — doch noch ſah ich das rothe

Dach ſeiner Wohnung deutlich ſchimmern im ſchönen hellen Sonnenſtrahl. Erhalte ihnen den Segen immer, guter Gott, den du ſo reichlich gabſt, dachte ich aufwärts blickend zum ſchönen blauen Himmel, der ſich über der Gegend ausbreitete — ſanft ſich ſpiegelnd in lichten Streifen des kleinen Fluſſes, der ſich dahin ſchlang.

Dieſer Doppel-Himmel iſt Euer Bild. Jener Waſſerſpiegel iſt Klara, — mein Freund, der da oben, der ſich immer darin ſpiegelt.

Mein Wagen langte eben jetzt an.

„Ich ſoll vielmal grüßen,“ rief der Poſtillion ſtillhaltend. „Ein Körbchen ſteht im Wagen für Sie. Mir gab die gute Frau, — es iſt wahrlich eine Frau wie ein Kind, — auch ein Frühſtück. Ich ſollte Sie hübſch vorſichtig hinüberbringen nach S.; — wir haben einen nicht allzu guten Weg bis dahin. — Das rief mir auch der Herr Prediger noch zu; vor dem Orte begegnete er mir. Das iſt mir auch ein Mann, weit und breit giebt's ſo keinen mehr!“

Das Körbchen duftete mir entgegen. Der ganze Wagen war voll Wohlgeruch. Reseda, Spätroſen und Levkojen verbreiteten ihn in die herrliche Morgenluft. Ich hob das Körbchen näher, um der Naſe und den Augen wohlzuthun, da merkte ich an der Schwere, daß auch für den dritten Sinn geſorgt war. Bedeckt mit friſchen Weinblättern, lagen unter den Blumen Erfriſchungen.

Und dieſe iſt eine Schriftſtellerin! dachte ich gerührt. Dieſe ſtill Sorgende, einfach Ordnende, wortlos Thätige. Sie ſtand da vor mir, wie ſie die Kindlein pflegt, und ſorgt und ſchafft; immer ſo heiter, ſo ſtill freundlich. — Und alles aus Liebe, und für die Liebe iſt — nur ein Nachhall von dem Manne. — In allen ein Geſetz nur kennt, ſeinen Willen, ſein Glück.

Richte nie mehr! und glaube bei jeder Regel an Ausnahmen, ſagte ich in mir, und was du auch kennſt, doch nicht alles haſt du gekannt.

Viele berühmte Frauen kannte ich, und ehemals hatten mich einige durch das ſchöne Labyrinth der Phantaſie geführt, doch am eignen, feſten Willen fand ich immer den Leitfaden aus demſelben. Ich ſah wie weit von weiblicher Beſtimmung dies abführt, dies Wiſſen und Wollen des Ungewöhnlichen. Wie im Egoismus und Selbſtvertrauen die Liebe, das Höchſte, untergeht, und wo ich's dennoch fand, war Unglück oder Untreue Begleiter — das Herz oder die Pflicht verletzt. Wie fand ich die Schriftſtellerinnen in ihrem Hauſe, wie die über Erziehung Schreibende unter ihren Kindern. Nur in edler Einfalt liegt die Möglichkeit der wahren aufopfernden Mutterliebe, die das theuer Vertraute nie läßt, auch nur Augenblicke. Das Neugeborne, noch nicht vergeltend die Liebe durch ein Lächeln, ein Sehnen und Wollen, liegt doch an ihrem Herzen voll Liebe, ſtill gepflegt, Tage und Nächte ihm weihend. Nichts erſcheint wünſchenswerth

außer dem Kreiſe der liebenden Arme — darin ruht die Welt und alle Luſt.

Was der Geiſt bildet und denkt, reizt mehr, als die kleinliche Sorge für das, was der Körper bedarf. So fand ich im Hauſe geiſtiger Frauen ſie ſelbſt fremd darin. Selbſt zu bereiten das Wohlſeyn allen, ruhig zu ordnen das Kleinliche, in klarer Ueberſicht des Ganzen, unmöglich denen, die immer etwas außer dieſem anzog. — Im Gefühle, was man braucht und will, wird dann ein goldner Rahmen geſucht, um das Originalgemälde zu heben, nicht ein zweites Original zu dieſem. Nur Verſorger und Beſitzer, nicht beglückender Glücklicher, erſchien der Lebensgefährte. — Und was alle vorzügliche Männer ſo drückt und wegſtößt — Mangel an wahrer Liebe — das Unbedeutend werdende neben der Bedeutendheit — die Feier der Menge neben dem Opfer, was ſtill die Liebe nur bringen ſoll und will. Dann vor allem nicht dieſe Treue, dieſe Selbſtvergeſſenheit dies

vergöttern und erheben, was die wahre, ſtille Weiblichkeit ſo bezeichnet in der Liebe. Dies Feſthalten über alles und jedes, und dabei die heitere Befriedigung in ſtiller, beſchränkter Häuslichkeit. Du, gute Klara, hatteſt mich bekehrt, Du wollteſt ja nichts ſeyn, als des beſten Mannes gute Frau!-!

Helmina.

Wahre Geſchichte.

Schön war Helmina, die Roſe im Kranze der Geſpielinnen. In tiefe Andacht verſunken lag ſie auf den Stufen des Altars der Schloßkapelle, umgeben von zwölf der edelſten Töchter des Landes. Schöne, blühende Mädchen, in den Jahren, wo das Reifen zur Jungfrau auf dem unbedeutendſten Geſicht zauberiſchen Reiz verleiht. Doch heute, an

dem festlichen Tage, wo die Kinder feierlich in die Zahl der Erwachsenen und der Christen aufgenommen wurden, heute sah man nur Helmina. Wie der Mond unter den Sternen, schimmerte sie in hoher einfacher Schönheit. Ihr blendend schönes Gesicht erhöhete die Andacht zu einer himmlischen Klarheit, die, umflossen von lichten Locken, wie der Mond von einem milden Schein leuchtete. Das schwarze Florgewand, welches sich an die zarte Gestalt anschmiegte, gab ihr vollends ein überirdisches Ansehen.

Der Hof war zugegen. Der König unterhielt sich mit dem Oberhofmarschall von seiner schönen Tochter, die, auf dem Lande erzogen, zum erstenmal öffentlich erschien. Der entzückte Vater, der nur in den Blicken seines Fürsten sein Glück fand, fühlte heute zum erstenmal ein der Vaterliebe ähnliches Gefühl, in dem Bewußtseyn, was er für einen Schatz an der Tochter besaß. Niemand fühlte den Werth dieses Kleinods so wahr, als Heimfort, Leibpage des Königs. Er lauschte,

in die ſeidenen Fenſtervorhänge gehüllt, auf jede Bewegung, jedes Wort, jeden Athemzug des knieenden Engels. Die Welt war vergeſſen, ſie umfaßte nur ihn und ſie. Die Klarheit, die ſie umfloß, überſtrahlte wie ein überirdiſches Licht die ganze Natur, alles war umgeſchaffen, ging neu hervor ſeinen trunkenen Blicken.

„Ein ſchönes Kind, die kleine Fürſtenau,“ ſagte der alte Oberjägermeiſter des Königs, und klopfte den Leibpagen auf die Schulter, der aus ſeiner ſüßen Begeiſterung auffuhr; ein ſtarrer Blick, den er auf den Oberjägermeiſter heftete, war alles, was er antworten konnte.

Helmina, an die Einſamkeit gewöhnt, bedurfte ihrer an dem heutigen Tage doppelt. Die heilige Stille ihres Gemüths war von tauſend lebhaften Empfindungen unterbrochen. Die Feier des Tages, auf die ſie ſich in der Einſamkeit des Landgutes, wo ſie bisher mit ihrer Tante lebte, vorbereitet hatte, würde ſie auch dort lebhaft ergriffen haben; aber hier

in der Reſidenz, wo ſie zum erſtenmale umgeben von Eitelkeit und Unruhe war, zog ſie ſich in ſich ſelbſt zurück, und wurde doch durch andere Dinge wieder von ſich abgezogen. Die Aufmerkſamkeit auf ihren Vater, der ihr mehr Ehrfurcht als Liebe einflößte, und eine Art anbetender Verehrung von ſeinen Kindern verlangte; die Liebe einer ältern lebhaften Schweſter, die ſie mit einer neuen, ihr wohlthuenden, herzlichen Empfindung aufnahm, und ſich ihres Herzens mit aller ihr eigenen Lebhaftigkeit verſichern wollte; die Neugier jedes ihr ſich nähernden fremden Menſchen, dem ihre Schönheit auffiel, und ihn in ihrer Nähe ſo lang als möglich hielt; dies wirkte zerſtreuend auf ſie. Auf der andern Seite nahm der Oberhofprediger und erſter Geiſtlicher ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Der alte ehrwürdige Mann war von ſeiner neuen Schülerin ganz entzückt. „Eine ſo reine himmliſche Seele habe ich nie gekannt," ſagte er zu einem Freunde; „dies Kind iſt ſchon jetzt ein Engel!"

Sie verehrte ihn wie ein höheres Weſen, und ſeinen Lehren zuzuhören war ihre ſchönſte Freude.

Nun am frühen Morgen, wo ihre bewegte Seele jeden Gedanken nicht heilig genug fand zu der Vorbereitung der wichtigen Handlung, ſtürmte ſchon mancher ſtörende Eindruck auf ſie ein. Das Geſchwätz der Kammerjungfern, die ſie ankleideten, voll der leerſten Eitelkeit — ihrer Schweſter gutherzige, ſchöne Freude über die Reize ihrer Geſtalt, durch dieſe Kleidung erhoben — ſtörte ſie wenig, ſie hörte dieſes nur gleichſam aus der Ferne an; aber als ſie in die Schloßkapelle unter die vielen Menſchen trat, ſie, die nur gewohnt war, in einen kleinen Kreis der ſchlichten Bauersleute zu treten; als alles erſtaunte und halblaut ihre Geſtalt lobte; als ſie den König, ſeine Gemahlin, die vielen Prinzen, ihren Vater im Gefolge dieſer Groſſen, den ganzen Hof mit Geräuſch ankommen ſah, da wurde ihr Herz unruhig; und als nun der verehrte Greis vor den Altar

trat, da dachte ſie mit tiefer, kindlich zagender Trauer, ihr Gemüth ſey nicht ruhig, nicht heilig genug für die Handlung, und ſtrafbar wären die Gedanken neben dem Gefühl von der Nähe der Gottheit, das ſie hier allein erfüllen ſollte.

Doch als er die ſegnende Hand auf ihr Haupt legte, da war's ihr, als ob der Gottheit Friede und das Gefühl ihrer Nähe mit dem Segen auf ſie ſtröme; ſie ſank in hoher Begeiſterung auf die Stufen des Altars, und ihr Gebet hob ſie empor zu dem Throne des Ewigen.

Sie wollte Nachmittags den Zerſtreuungen des Hauſes ausweichen, um wieder den höheren Empfindungen ganz zu leben, die ſie hier nur unruhig allen verbarg, weil ſie ſonſt ihre Heiligkeit zu entweihen glaubte. Der Vater war mit dem Könige nach einem entfernten Luſtſchloſſe gefahren, die Schweſter bei der Prinzeſſin, welche ſie liebte und oft zu ſich bat; da ging Helmina in den dunkeln, einſamen, von niemand beſuchten Schloßgarten,

der durch ſeine ſtille Ruhe ſie anzog, und wo ſie ſchon oft geweſen war, da er dicht an das Nebengebäude des herrſchaftlichen Gebäudes, das ihr Vater bewohnte, ſtieß. Er allein gab ihr ſtille Einſamkeit, und ſie zog ihn jedem andern Aufenthalte vor. Eben hatte ſie ſich recht tief in ihre Betrachtungen verſenkt, da erſchien in einem der dunkelſten Gänge Heimfort, der aus dem Gebüſch heraustrat, und überraſcht durch ihren Anblick ſtehen blieb. Ihr Bild, das ſeine Seele lebhaft erfüllte, hatte zugleich jedes andächtige Gefühl, jeden frommen Vorſatz jener Zeit, wo er, auf dem Land erzogen, in der ruhigſten Einſamkeit auch dies ehrwürdige Feſt feierte, zu einem neuen Leben wieder erweckt. Er hatte, bis vor einem Jahre, wo er den Hofdienſt antrat, bei einem vortrefflichen Prediger, der einem Inſtitut auf dem Lande vorſtand, gelebt. Die Zerſtreuungen des Hofes hatten ihn lebhaft wie ein Spiel beſchäftigt, aber nicht verdorben. Jetzt rief die ſüße heilige Erſcheinung wie ein guter Geiſt jene Zeit zurück. Die Richtigkeit

ſeiner gewöhnlichen Freuden und Zerſtreuungen, die Gefahren ſeiner Lebensweiſe am Hofe, machten ihn in dieſem Moment traurig, und wurden ihm verhaßt. Es waren für ihn Schranken, die ihn von der reinen Engelsgeſtalt abzuſondern ſchienen.

Nun ſtand ſie vor ihm; ſeine Phantaſie erhob ſie zu einer himmliſchen Erſcheinung. „Sey mein guter Engel!“ rief er in glühender Begeiſterung, und hob knieend beide Hände mit unbeſchreiblichem Ausdruck zu ihr empor.

Helmina, die in ihrem Gemüth einen offenen Himmel voll Klarheit mit ſich trug, aus dem die Engel herab- und heraufſtiegen, wurde von der Erſcheinung des ſchönen Jünglings überraſcht, doch nicht ſtörend beunruhigt. Dieſe Erſcheinung reihte ſich an die in ihrem Innern. Der Gruß war ſo ſchön, der Ausdruck, der ihn begleitete, ein Echo des ihrigen.

„Reiche dem Wankenden deine Hand, halte den Strauchelnden auf dem glatten Boden voll von Abgründen und Sümpfen —

rette mich der Tugend für eine Ewigkeit, und der Gottheit Segen wird dir lohnen!“ — Himmliſch lächelnd nahm ſie ſeine Hand, und drückte ſie leiſe und kindlich; der Tugend Friede, der ſie umgab, theilte ihrer Geſtalt den ganzen Ausdruck mit.

Heimfort ſtand auf, und hielt ihre Hand ſanft aber feſt an ſein Herz gedrückt. Seine Empfindungen ſuchten Worte für ſein Entzücken, und ſeine ganze Seele ſtrömte über in Andacht, Liebe und Dank. Seine Worte ſprachen das aus, was Helmina ſtumm empfand. Die fromme Seele des Jünglings, deſſen Begeiſterung die längſt verklungenen Saiten berührte, die ſein Gefühl damals anſchlug, als er ſich Engel fühlte; als Himmel und Erde ſich vereinigten, um ihr Entzücken in die aus dem Schlummer der Kindheit erwachende Seele zu gießen. Der leiſeſte Ton der Liebe miſchte jetzt in ſüßer Harmonie ſich in die himmliſchen Töne, und zog die auf den Schwingen der Andacht entflohene Seele ſanft zur Erde; wie das Alphorn mit unwider-

ſtehlicher Allgewalt die Sehnſucht nach der Heimath weckt und feſſelt. Wem auch nie die Liebe eine Heimath gab, dem weckt der verſchmelzene Ton der Andacht und Liebe die ſchlummernde Sehnſucht, und verſprechen ihm eine, wenn auch weit — weit über den Sternen!

Helmina, deren Seele ganz Liebe war, was mußte ſie fühlen jetzt, da die höchſte, die der Gottheit ſie erfüllt, erreicht, erhoben, jedem Gefühl ſo empfänglich gemacht hatte, bei der ſanften Erſcheinung, die ihr aus einer höhern Welt zu ſeyn ſchien, und ſie in den Tönen der Heimath anredete. Ein ſüßes Vergeſſen, ein erhöhtes Bewußtſeyn umgab ihre Seele mit unausſprechlichem Zauber. Sie gab ſich ihm hin in Engelsunſchuld, und wandelte in ſüßen Geſprächen verſunken an der Seite des Bruders ihrer Seele, in den Gängen des Gartens, wie das erſte Paar in den erſten Stunden ſeines Daſeyns, das rein und ſchön ein Paradies um und in ſich fand.

Der einſame, von allen Menſchen verlaſſene, alte Schloßgarten wurde nun der Vertraute der heiligſten Liebe. Beide fanden ſich hier, ohne je eine Zuſammenkunft zu verabreden, freuten ſich rein und unverſtellt darüber, denn ſie hatten keinen Gedanken, den ſie ſich verhehlen mußten. Die Liebe ſchwebte über ihnen, wie die Nähe der Gottheit um die erſten Lebenden. Sie waren glücklich in ſich, glücklich in dem Andern. Die Lehren der Tugend, der reinen freundlichen, wie ſie Helmina im Herzen trug, gaben Stoff zu immer neuen Mittheilungen. Man ſprach von den kleinen Ereigniſſen des Lebens; und von der Vergangenheit, die im heitern Morgenrothe der Kindheit da lag. Die einfachen Schönheiten der Natur, die der Garten gab, boten dem genügſamen verſchönernden Sinn der Liebe neue Freuden. Unbekannt mit der Empfindung, die wie eine unſichtbare ſchöne Blüthenknospe zart in der grünen Hülle ſich entwickelte, lebten beide in ſüßer Unbefangenheit und innigem Vertrauen.

Heimfort hatte ſich ganz zurückgezogen von ſeinen muntern Geſpielen; er war zu glücklich, um laut froh ſeyn zu können. Und ſein Sinn war durch die Empfindung für Helmina ſo erhoben, ſo beſchäftigt und erfüllt, daß er nur allein ſich ganz glücklich fühlen konnte. Er hatte dabei zuweilen eine dunkle Ahnung, daß dies Gefühl Liebe ſey; aber wenn er ſonſt von den muthwilligen Kameraden davon reden hörte, ſo war es nur in dem ſcherzenden Tone, mit dem gewöhnlich ganz junge Leute ſich dieſe Leidenſchaft denken und beſchreiben; als eine Art Tollheit, die lauter Thorheiten hervorbringt, die zum Todtlachen ſind. In der Geſtalt dachte er ſich die Liebe nicht.

Helmina war ohne alle Erfahrung. Einſam ohne Geſpielinnen hatte die Tante ſie ganz klöſterlich erzogen. Dieſe war ſtreng, aber klug und voll Kenntniſſe. Helmina durfte nichts leſen, als was die Tante ihr gab, und dieſe hatte von allem, was Erziehung heißt, die Begriffe, die funfzig Jahre früher allge-

mein Mode waren. Heinferts Lehrer hatte in Anſehung der Romane ebendieſelben. Nimmt man nun noch dazu, daß ſelbſt in dem Falle, wenn man auch nicht ganz unbekannt mit dem iſt, was Bücher und Menſchen von der Liebe ſagen, daß trotz dem ein junges Gemüth, deſſen dieſe Empfindung zum erſtenmale ſich mit aller Allgewalt bemächtigt, ſeinen Zuſtand nie genug erkennt, um ſich Rechenſchaft davon zu geben, ſo wird man einſehen, wie natürlich die Unwiſſenheit dieſer Beiden über ihren Zuſtand war.

Es war der Prinzeſſin Geburtstag. Große Cour bei Hof, und Abends Ball. Der Oberhofmarſchall ſtand zürnend noch vor Helmina, die am Nähtahmen arbeitete, indeß die muntere Schweſter Viktorie ſich vor dem Spiegel die ſchönen Locken ordnen ließ, und voll heiterer Freude ein Liedchen ſummend, bald das himmelblaue, bald das rothe, und dann das weiße Gewand prüfend an Wang und Locken hielt.

„Was meinſt Du, liebe Helmina, welches kleidet am beſten zu dem dunkeln Haar?“

„O laß doch die Kloſterheilige vom Putz!“ rief der Oberhofmarſchall.

„Lieber Vater,“ erwiederte Helmina mit bebender, ſüß ſchmeichelnder Stimme: „Laſſen Sie mich nur dieſen Monat noch einſam, ohne Zerſtreuung leben, wo ich noch den Unterricht meines geiſtlichen Lehrers genieße; o erfüllen Sie meine Bitte! nachher werde ich in der Erfüllung aller Ihrer Befehle mein Glück finden.“

„Verſprichſt Du mir dies?“ fragte der Oberhofmarſchall beſänftigt, und ſtrich ihr die hellen ſeidenen Locken aus dem auf die Arbeit geſenkten Geſicht. Gerührt küßte ſie ſeine Hand.

„O mein Vater, bedarf es hier noch einer Verſicherung, was meine heiligſte Pflicht iſt?“

„Gutes Kind!“ ſagte er jetzt, gutmüthiger als der Hofmann ſonſt pflegte, und verließ das Zimmer.

„Papa iſt recht gut, liebe Helmina! nur muß man ſeine Art kennen, und das wirſt Du bald; du wirſt ſehen, liebſtes Kind! daß man ſich an das Hofleben leicht gewöhnt. Man iſt jedem höflich, dem Guten freundlich, lacht mit dem Fröhlichen, und iſt nur den Freunden ganz wahr, ganz herzlich. So mache ich's, und befinde mich wohl und glücklich dabei. Doch ſage mir, welches dieſer Kleider ſoll ich wählen?“

„Das Weiße,“ ſagte Helmina „gefällt mir am beſten.“

„Ach gnädiges Fräulein wählen ſie das rothe!“ bat freundlich ihr Mädchen. „Sehen Sie nur, wie eine friſch gebrochene Roſe! und was habe ich mir nicht eben beim Garniren Mühe damit gegeben; es wird Ihnen ſitzen wie angegoſſen. Der weißen, wie dies, giebts mehr — nein das putzt! das leuchtet!“ ſie warf es behende dem Fräulein über die Schultern, und es ſchmiegte ſich liebkoſend um die ſchöngeformten Glieder, als wolle es ſich nicht davon trennen. — „Verzeihen Sie mir, engli-

ſches Fräulein! daß ich Ihnen widerſprach,“ ſagte das Mädchen mit guter bittender Demuth ſich zu Helmina wendend, „ich könnte es ſonſt nicht übers Herz bringen, Ihnen zu widerſprechen, aber ich bin nun einmal verliebt in das Kleid! Ihnen hätte ich ein weißes geboten. Die Engel, die ſo neben unſerm Herrgott ſtehen, in der lieben Frauen-Kirche, haben auch ſchneeweiße Kleider an. Sie kann ich mir gar nicht in einem rothen denken.“

„Die Fürſtenau gleicht heute der Göttin der Liebe!“ ſprach der König zum alten Oberjägermeiſter; „eine herrliche Geſtalt voller Leben!“ ſie ſchwebte eben daher an dem Arm des Jagdjunkers von Holzdorf. Jetzt wechſelte die Tour des Walzers, und beſcheiden ſchlang der Tänzer den Arm um die Tänzerin und drehte ſich mit ihr in leichten Kreiſen dahin. „Ein braves gutes Mädchen,“ ſetzte der König hinzu, als wäre ſie aus unſern Zeiten, lieber Oberjägermeiſter, es wird einmal ein braves, treues Weib aus ihr. Meine Tochter kann ſie immer

nicht genug loben. Sie iſt herzlich, wo die andern dies nur heucheln, und redet offen von der Leber weg, wenn man ſie frägt. Viktoria, deren Toilette die Liebe nicht die Eitelkeit geprüft und angeordnet hatte, weckte heute in jeder noch nicht ganz erſtorbenen Bruſt die Empfindung dafür. Dies iſt der Vorzug der Wahl, die die Liebe leitet; da, wo die Eitelkeit präſidirt, huldigen nur ihre Subalternen.“ — Der alte Oberjägermeiſter fühlte ſich um zwanzig Jahre verjüngt, und war ſo munter, als wenn er noch Jagdjunker wäre.

Als ſich der Hof entfernt hatte, ſaßen die beiden Alten, der Oberhofmarſchall und Oberjägermeiſter noch in einem an den Ballſaal ſtoßenden Kabinette beim Champagner, und mancher wollte ein ſehr lebhaftes Geſpräch bemerkt haben, worin ſie ſich beide vertieften.

„Guten Morgen, Viktoria!“ rief der Oberhofmarſchall mit ſo ungewöhnlich frohem Ton, der das Viktoria! ganz ausſprach.

Befremdend sah Viktoria auf ihren hereintretenden Vater; es war etwas ganz außerordentliches, daß er am frühen Morgen das Zimmer seiner Tochter besuchte. Er hielt streng auf die Hofsitte auch in seinem Hause, und sah seine Töchter nicht, ehe sie Toilette gemacht hatten. Beschämt griff Viktoria nach dem blau seidenen Netz, das die schönen, dunkeln Locken noch in reizender Unordnung gefesselt hielt, und wickelte sich fest in den weißen musselinenen Shawl. „Verzeihung, gnädiger Papa! daß Sie mich noch unangekleidet finden; ich ging so spät schlafen, es soll nicht wieder geschehen!“

„Es hat nichts zu bedeuten, mein liebes Kind, das Negligée läßt Dir so übel nicht.“

Viktoria horchte ängstlich, ohne die Ursache angeben zu können, und forschte in den Zügen des Vaters; denn auf etwas Außerordentliches konnte sie jetzt gefaßt seyn.

„Viktoria! Du hast ein großes Glück vor Dir,“ — fuhr der Oberhofmarschall fort mit

triumphirenden Blicken, und ſetzte ab, um ſich an der Tochter Erſtaunen zu weiden.

Viktoria war ganz Aufmerkſamkeit, kein Athemzug ſtörte dieſe. Ihre ganze Geſtalt ſchien in der geſpannten Erwartung, nur für einen Sinn zu leben.

„Du haſt eine Eroberung gemacht, meine Tochter, an einem der Erſten in der Reſidenz!“

Wie ein hitziger Fieberpatient, wenn man einen Strom kaltes Waſſer auf ihn ſchüttete, in Todesſchauer beben würde, ſo bebte Viktorien's Innerſtes bei dieſen Worten. Der Oberhofmarſchall machte wieder eine Pauſe, um ihre Erwartung zu ſpannen, und ſie konnte ſich doch in Faſſung erhalten.

„Der Oberjägermeiſter von Waldbaum hat um Dich angehalten. Er iſt die reichſte Parthie im Lande, und ich habe ihm mein Wort gegeben. Er iſt alt — in einigen Jahren biſt Du die reichſte Witwe im Lande.“

Ein Kammerdiener des Königs unterbrach in dem Augenblicke den Oberhofmarſchall, er

wurde zu Sr. Majeſtät gerufen, und ſagte in der Eile noch ſeiner Tochter: „Du bereiteſt Dich, den Oberjägermeiſter zu empfangen.“

„O mein Gott!“ rief Viktoria nach einer langen Pauſe, die ſie in ſtarrer Bewußtloſigkeit zugebracht hatte, und ihr ganzer Schmerz drängte ſich in den Ausruf, doch ohne ihr gepreßtes Herz zu erleichtern.

Helmina hörte im daran ſtoßenden Zimmer den Laut des Schmerzes, und kam mit ängſtlichem Geſichte herein. Viktorien's Zuſtand war ganz in ihrer Stellung ausgedrückt, mit emporgehobenen Armen ſtand ſie da, ein Bild der Verzweiflung.

„Was iſt Dir?“ fragte Helmina, und ſchlang mit unausſprechlicher Liebe beide Arme um die Schweſter. Nun floß ein Strom von Thränen auf die beklemmte Bruſt herab und erweichte das ſtarre Herz. Die Empfindungen konnten ſich nun in Worte kleiden; durch Thränen unterbrochen erfuhr Helmina die Neuigkeit.

„Ich bin das unglücklichſte Geſchöpf, das lebt,“ rief Viktoria mit großer Heftig-

keit. „Du kannſt es nicht begreifen, aber ich muß mich Dir vertrauen. — Schon ſeit einem Jahre liebt mich der Jagdjunker von Holzdorf, und ich ihn, mit der größten Leidenſchaft. Ich müßte es dem Vater verhehlen, aber mein Herz nicht allein, auch meine Vernunft, und das Urtheil des ganzen Publikums nennt Friedrich von Holzdorf den beſten, rechtſchaffenſten Mann, voll geiſtiger und körperlicher Vorzüge. Edel iſt ſein Geſchlecht, aber klein ſein Vermögen. Ach, was ſind mir alle Schätze der Erde gegen ſeine Liebe! Ich habe ihm Treue gelobt und er mir, und ich will ſie halten, es mag gehen, wie es will!“

Helmina weinte tröſtend mit der Schweſter, aber ſie verſtand wenig von dem, was dieſe ſagte. „Rathe mir, was ich thun ſoll?“ ſagte Viktoria, und Helmina rieth, dem Vater alles zu entdecken. Viktoria ſtellte ihr vor, daß ihr Vater nur erbittert dadurch werden würde. Ihr Geliebter habe die Eigenſchaften nicht, die der Vater wünſche, der ſie lieber todt ſehen, als einen armen Jagdjunker geben

würde; und die lange Verheimlichung der Sache würde auch außerdem schon alles verderben. „Doch ach, er muß es freilich erfahren, und ich werde meinem Holzdorf treu wie der Tugend bleiben; mag es mein Tod seyn. O, ich sehe schon das Ungewitter über mir zusammenziehen, aber ich bin fest, ich heirathe den Oberjägermeister nicht; wäre ich frei, vielleicht denn, er soll ein guter Mann seyn.“

Eine angstvolle Stunde ging vorüber, unter tausend Rathschlägen, von denen keiner ausführbar war. Endlich fanden beide, daß das Beste seyn würde, wenn Helmina mit dem Oberjägermeister redete, um ihm die Sache offen darzustellen. Seine bekannte Güte würde ihnen den Weg zeigen. Helmina zitterte vor diesem Gespräche mit einem ganz fremden Menschen; es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie etwas Wichtiges ausführen, allein ausführen sollte. Viktoria erklärte, daß ihre eigene Aengstlichkeit sie unmöglich mit dem Manne, der, wie sie selbst, Hauptperson sey, besonnen reden ließe, und daß sie

zu ſchüchtern, ihrer Liebe zu Holzdorf nicht erwähnen könne, da dieſes doch die Hauptſache ſey, die den Stolz des Oberjägermeiſters beſänftigen könne, da nur verſprochene Treue das Ausſchlage.. entſchuldige. Die Schweſter könne alles viel wahrer und beſonnener erklären, und ſo ſeine Güte auffordern.

Der Oberjägermeiſter kam. Helmina fühlte ein wunderbares, unerklärbares Gefühl, das ſie zurückhielt; ſie kehrte an der Saalthür um. „Darf ich noch Kind ſeyn?“ ſprach dann das Gefühl der Pflicht — „fordert nicht die geliebte Schweſter meine Hülfe?“ Sie faßte raſch den Drücker der Thür und trat herein. Die Schweſterliebe belebte jede durch Furcht unterdrückte Seelenkraft.

„Wie einer von Gottes Engeln trat ſie auf mich zu!“ erzählte nachher oft der Oberjägermeiſter, „ich hatte nie ſo hohe Schönheit geſehen. Ein ſüßes Lächeln ſchwebte um ihren Mund, und bat, ehe die Lippen ſich öffneten; nahm die Seele ſchon ein für das, was

ſie wünſchte, denn es konnte nicht anders, als gut ſeyn.“

Die erſten Einleitungen wurden mit lieblich zagender Ehrfurcht gemacht, und der Oberjägermeiſter wurde durch die Wunderſchönheit des Mädchens, das er heut zum erſtenmal ſo nahe ſah, ſo bezaubert, daß er die Sache, die ihn herbrachte, ganz vergaß, und auf ihre Worte mit väterlicher, rührender Güte horchte, und ſie um ihr Vertrauen bat. Helmina vertraute ihm alles von der Schweſter, und ſchwiegte ſich, durch ſeine unerwartete Freundlichkeit und Milde angenehm überraſcht, mit kindlicher Zuverſicht an das gütige Herz.

Der Oberjägermeiſter ſchwieg nachdenkend, und redete dann mit ungewöhnlicher Rührung von dem Glück, das er ſich noch in ſeinem Alter zubereitet wünſche, da er ſein ganzes Leben dem Dienſt des Königs und den Sorgen für das allgemeine Wohl geweiht habe. Wie er ſich jetzt ſo verlaſſen fühle, da er wenig Geſchäfte außer dem Hauſe verſähe, und jetzt erſt die Wahrheit des Ausſpruchs fühle:

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey! Sein Vermögen ſähe er mit Trauer an, da er es keinem lieben Menſchen zu hinterlaſſen hätte. — Helmina war gerührt, und aus dem ſchönen Auge floß eine himmliſche Thräne des Mitleids mit dem verlaſſenen alten Manne.

Mit einem hellen Blick ergriff der Oberjägermeiſter ihre Hand, und fragte ſie treuherzig: ob ſie nicht ſeine Hand annehmen wolle? Er wurde immer beredter — Helmina immer ängſtlicher. Sie hatte noch nie über den Punkt nachgedacht, und ihn als einen allgemeinen nur in weiter undenklicher Ferne erblickt. Sie konnte keine Worte finden, und wollte eben den Oberjägermeiſter bitten, ihr Zeit zu laſſen, da ſie dieſer Auftrag überraſcht hätte, als ihr Vater hereintrat. Er ſah ſich erſtaunt um, und verlangte Erklärung, warum Viktoria nicht da ſey, die er hier erwartete?

Mit gutmüthiger Schonung erzählte der Oberjägermeiſter Viktorien's Geſchichte. Der

Oberhofmarſchall war ſtumm vor Wuth, daß ihm ſeine Tochter betrogen hätte. „Ich werde mein Wort halten! — ich habe Ihnen meine Tochter verſprochen, trotz allen Jagdjunkern der ganzen Welt; ich will doch ſehen, ob ich nicht Herr in meinem Hauſe bin!“ Er wollte forteilen; aber Helmina warf ſich zu ſeinen Füßen, und bat mit tauſend Thränen für ihre Schweſter. Ihr zartes, liebendes Gemüth kannte noch keine Aeußerung ſolcher Härte, die die Leidenſchaft gebietet, und mit den fürchterlichſten Farben malte die Phantaſie die Gefahr, in der ſich die Schweſter bei dem väterlichen Herrn befand.

Der Oberjägermeiſter hielt den immer zornniger werdenden Oberhofmarſchall auf, und ſagte ihm, daß, wenn Helmina ſeine Hand annähme, ihn dies noch glücklicher mache; er würde dann für Holzdorf ſorgen. Eine Forſtmeiſter-Stelle würde eben vacant, ſein Vorwort verſchaffe ſie ihm, und er wolle dann ſchon für ſein weiteres Glück ſorgen.

„Wirſt Du als gehorſames Kind den Willen Deines Vaters folgen? entweder Du, oder Viktoria, dies iſt beſtimmt,“ ſagte der Vater beſänftigter, doch feſt.

Helmina reichte dem Oberjägermeiſter die Hand. Sie zitterte heftig, und war einer Ohnmacht nahe.

„Es ſoll Ihnen nie reuen, mein Alter mit Roſen gekränzt zu haben, liebes Kind!“ ſagte der Oberjägermeiſter mit bewegter Stimme; ich werde alles thun, Sie glücklich zu ſehen!

Der Vater umarmte entzückt ſeine Tochter, nannte ſie Braut, und übergab ſie dem Oberjägermeiſter, der ſie nun auch umarmte.

„Werden Sie meiner Schweſter ganz verzeihen, werden Sie ihr nichts Hartes ſagen?“ fragte ſie leiſe und erſchöpft.

„Ja, Deinetwegen, mein Kind! verzeihe ich ihr. Sage ihr das, ich werde es auch ſelbſt; Dir hat ſie es zu verdanken. Die gehorſame gute macht mich die ungehorſame Tochter vergeſſen. Du erhälſt meinen

besten Segen, und wirst die glücklichste Frau, und eine der ersten des Hofes.“

Helmina hatte sich wankend auf den Füßen erhalten. Der Oberhofmarschall zog die Schelle und übergab sie dem herbeieilenden Kammermädchen. „Das gute Kind! ich habe sie ein wenig erschreckt,“ sagte der Vater gütig. — Nach seinen Begriffen war wirklich seine Tochter sehr glücklich, und er glaubte, Wilhelmen eher dadurch bestraft zu haben, daß sie einen armen Jagdjunker bekäme, wo sie nach seiner Idee unmöglich glücklich leben könnte, da sie als Frau eines Forstmeisters ohne Vermögen noch kein Haus machen und höchst einfach leben müsse. Daß wahre Liebe den Himmel in einer Hütte findet, und den kleinen Kreis der umfassenden Arme zum Zauberkreis des Glücks schafft, außer welchem Seligkeit und Macht dahin ist, wie die des Geisterbeschwörers, der, in dem Kreis ein Gott, und außer ihm ein schwacher Mensch, jedem Zufall ausgesetzt bleibt: das hatte der Oberhofmarschall nie empfunden, und

nur auf dem Theater gehört, wo er dem Unſinn nur, gezwungen durch ſeinen Dienſt, um des Königs Perſon zu ſeyn, zuhörte, und dann oft darüber ſchalt, daß man jungen Leuten durch dergleichen Mährchen ſolche Tollheiheiten in den Kopf ſetze.

Viktoria verbarg ihre Thränenſchweren Augen in den Buſen der Schweſter. Helmina lag mit der Heiterkeit eines Engels auf ihrem Ruhebette, und das Kammermädchen räumte die verſchiedenen geiſtigen Waſſer vom Tiſche, mit denen man die Ohnmächtige erweckt hatte. „Du biſt mein Engel, Helmina!“ ſagte Viktoria, unterbrochen von Thränen, vom Schluchzen. Das Kammermädchen faltete die Hände und ſeufzte. „Sey ruhig, gute, ſüße Schweſter!“ antwortete Helmina ſchmerzlich lächelnd. „Die Ueberraſchung hat ſo auf meinen Geiſt und Körper gewirkt; Einſamkeit und ſtilles Nachdenken werden mich ganz ſammeln und mich zu dem wichtigen Schritt vorbereiten, den ich jetzt thue. Ich achte den Oberjägermeiſter wie meinen Vater, und die

Pflichten gegen ihn werden mir nicht ſchwer werden.“

Viktoria weinte ſtärker.

„Willſt Du mich noch mehr von mir ſelbſt entfernen. Du darfſt nicht weinen, liebe einzige Schweſter!“ ſagte Helmina, und ſtreichelte ſanft Viktorien's glühende Stirne, und küßte ſie, mild wie ein Maienlüftchen.

Bei der Mahlzeit war der Vater ſehr heiter, und ganz Liebe und Güte gegen beide Schweſtern. Helmina hob ihr Haupt empor, wie eine zarte Lilie nach einem heftigen Sturm in dem Sonnenſchein. Die Liebe ihres Vaters that ihr ſehr wohl, und ſeine Heiterkeit war eine Stütze ihres ſchwankenden Gemüths. Der Schweſter, der geliebten, wollte ſie ihre ſonderbare Dumpfheit des Geiſtes, das kranke Sinnen ihres Gemüths ohne Gegenſtand, und die tiefe Wehmuth ihres Herzens verhüllen. „Es wird beſſer werden!“ ſagte ſie unaufhörlich zu ſich ſelbſt, „wenn ich mir nur erſt ganz überlaſſen bin.“ An den Vater ſchmiegte ſie ſich jetzt, und wurde ruhiger. Ihre Heiterkeit

tröſtete Viktorien wohlthätig, und beglückte den Vater. Er ſprach von den Ausſichten der Zukunft, wie ſchön Helmina Glück ſpenden würde durch ihr Vermögen — wie ſie tauſend Wünſche ihrer Lieben befriedigen könnte. Wie der Oberjägermeiſter von dem König geachtet, von jedermann geliebt wäre, und ſie nun dieſes theilen würde. Helmina hörte begierig zu mit der eigenen Art von Angſt, die unbeſchreiblich iſt, und ſich an jeden Gegenſtand hängt, der augenblicklich zerſtreut. So ſingt der, welcher ſich im Dunkeln fürchtet, die luſtigſten Lieder, indeß Todesſchweiß ihm von der Stirne tropft. Doch Helmina that es nicht, um ſich dem Eindruck hinzugeben, nein! um die Andern zu erfreuen.

Spät Abends kündigte der Oberhofmarſchall ſeinen Töchtern an, daß er Urlaub hätte, ſo wie der Oberjägermeiſter und mit dieſem auf ſeine Güter gehe; er wünſche ſeine Helmina zur Begleitung. Doch ſolle nichts davon laut werden, wohin ſie gingen. Sie küßte freundlich ſeine Hand. „Früh brechen wir auf, liebes

Kind! der Viktoria empfehle ich in meiner Abwesenheit das Haus.“

Der Wagen fuhr vor, Viktoria konnte die Schwester nicht aus den Armen lassen. Der Vater wurde zuletzt ungeduldig. „Einen warmen Mantel, Nettchen!“ rief sie dem Kammermädchen zu, und schlang nun in einer Art von Angst die Arme um das süße Kind, das heut Morgen so heiter stand wie die himmlische Unschuld. „Wo hast du doch den Sonnenschirm, Nettchen?“ sagte sie mit einem Wink zu jener, da er doch ganz nahe lag, und diese suchte noch einen Augenblick, und Viktorie drückte der Schwester Küsse auf Locken, Stirn und Schwestern. Helle Thränen konnte sie nicht verbergen.

„Sey nicht so kindisch, Viktorie! in wenig Tagen kommen wir wieder. Willst Du meiner besten Tochter den kurzen Abschied schwer machen?“

„Lebe wohl, meine Viktorie!“ rief Helmina mit plötzlicher Rührung. „Lebe wohl!“ Sie drehte sich noch einmal um, überblickte

das Zimmer, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, „Lebt wohl!!“ rief sie, und hob die Arme, als wolle sie allem, was sie verließ, ein Lebewohl sagen. Dann waren sie verschwunden.

„Wem gehört die glänzende Equipage?“ fragte der König, der auf einem der Spaziergänge der Stadt mit einigen seiner Hofleute auf und nieder ging, den ersten Kammerherrn an seiner Seite. Die sechs herrlichen Apfelschimmel hielten eben; der Kammerherr sprang hin, und fragte den Kutscher. „Der Frau Oberjägermeisterin von Waldbaum.“

„Ah!! welcher?“ fragte der General v. Münzer lachend, „ich kenne nur einen alten Herrn des Namens.“ —

„Die schöne Helmina von Fürstenau führt ihn jetzt; sie ist seit drei Tagen die Gemahlin des Herrn, und eben von ihren Gütern zurückgekommen,“ sagte der Kammerherr triumphirend, da er der Erste war, der die Neuigkeit dem Publikum überbrachte. Nur der König

wußte es allein, und hatte geſchwiegen, da er darum gebeten war. Der Vater wollte überraſchend imponiren.

„Was fehlt dem Heimfort?“ fragte der König, da er den Leibpagen von zweien der Lakeien gehalten ſah. „Ihre Majeſtät halten zu Gnaden, er bekam auf einmal einen Zufall, ſo eine Ohnmacht, Gott weiß, was ihm iſt;“ war die Antwort eines der Lakeien. Der menſchenfreundliche Monarch wandte ſich zu ihm und fragte freundlich, was ihm fehle? Wie aus einem Todesſchlafe ſich ermunternd, antwortete Heimfort: „Es habe ihm plötzlich eine Unpäßlichkeit überfallen;“ und entfernte ſich.

Ja, es war Helmina, die vor der prächtigen Wohnung ihres Gemahls abſtieg. Die verſammelte Dienerſchaft empfing ſie mit lautem Frohlocken, als ſie am Arm ihres Gemahls die neue Wohnung betrat. Ein mildes, gütiges Lächeln dankte ihnen.

Sie wurde in die neu für ſie bereiteten Zimmer geführt; die Haushälterin überlieferte

ihr alle Schlüſſel, und ſtellte ihr mehrere weibliche Bediente vor, aus denen ſie ſich ihre Bedienung wählen möchte. Ihr Gemahl übergab ihr eine volle Schatulle, und zeigte ihr alles, was er für ihre Bequemlichkeit gethan hatte. In der Garderobe glänzte ihr eine ſilberne Toilette entgegen, und überall herrſchte geſchmackvolle Pracht. Sie dankte ihrem Gemahl für ſeine Aufmerkſamkeit. Dann verließ er ſie, um dem König ſeine Aufwartung zu machen.

Jetzt ſtürzte Viktorie herein; mit einem Schrei warf ſie ſich ihr an die Bruſt, und konnte nicht ein Wort hervorbringen.

„Meine Viktorie!“ ſprach Helmine leiſe, ſie ans Herz drückend, und verſtummte. Ruhig erhob ſie ſich dann, nahm der Schweſter Hand, und führte ſie ans Fenſter. „Der Tag iſt mehr trübe, als heiter,“ ſagte ſie himmliſch lächelnd, „aber wir ſind wieder beiſammen, und die Freude des Wiederſehens ſoll den Tag erhellen wie Sonnenſchein.“

Nun führte ſie Viktorien in ihrer Wohnung umher, und zeigte ihr die Anſtalten ihres Gemahls, um Viktorien ſeine ganze Aufmerkſamkeit darzuſtellen. Sie redete mit groſſer Achtung und wohlwollender Güte von ihm. Viktorie fühlte ſich beklemmt; ſie ſah der Schweſter ſchönes Herz, das ſie für ihren Gemahl ganz einnehmen und über ſich ſelbſt beruhigen wollte.

„Wie groß und köſtlich ſind dieſe Perlen!“ ſprach die Kammerfrau, und prüfte ſtaunend die Perlenſchnur, die ihre Hand aus dem eben erhaltenen Schmuckkäſtchen, das der Oberjägermeiſter ſeiner Gemahlin geſchenkt hatte, nahm, um ihre Gebieterin damit zu ſchmücken, die ſchon in Hofkleidung heute zum erſtenmal bei Hof erſchien. Viktorie, die nachdenkend im Fenſter lehnte, ſah die köſtlichern, großen Perlen, die aus Helmina's blauen Augen auf den Buſen herabgleiteten, der ſie aufnahm, und mit den ſilbernen Tropfen bebte wie halb offene Blüthen, die ein

West bewegt. Hell strahlte das Auge wieder, wie der Himmel, über den ein leichtes duftiges Regenwölkchen hinwegzieht, und die Sonne dann schöner glänzt, die sich in den Tropfen der Blüthen spiegelt. Ein leuchtender Schein erhellte Helmina's Angesicht, da jetzt die Glocke schlug, und das Kutschengerassel den Ruf der Uhr nach dem Hof bekräftigte. Helmina stand da, froh, groß und selig, wie eine Göttin. Sie legte unwillkührlich die schöne Hand auf das Herz und ein leiser Druck wollte das laut klopfende beruhigen.

„Wenn es Ihro Excellenz gefällig wäre? der Wagen wartet.“

„Sogleich!“ antwortete sie. Viktorie hörte an der Stimme, daß sie bebte.

„Fürchte dich nicht, theure Liebe! Wer dich sieht, muß dich lieben. Bei dir brauchts nichts anders.“

„Mich lieben?“ sagte sie leise und sinnend, drückte schnell der Schwester Hand, und eilte herunter mit ihr in den Wagen.

Alles ſtaunte, als Helmina erſchien und beide Majeſtäten verſicherten dem Oberjägermeiſter, er habe nicht nur die ſchönſte Frau am Hofe, ſondern in Stadt und Land; und wahrlich ſie ſagten die Wahrheit. Schöner konnte Venus nicht ſeyn, als ſie den Wellen entſtieg; nicht Helena, als der blutige Krieg um ihren Beſitz entſtand; nicht Kleopatra, als ſie den Antonius aus einem Helden in einen ſchmelzenden Weichling umwandelte — nein! ſchöner konnte die Phantaſie kein Ideal erſchaffen, als dieſes göttergleiche Weib.

„Abſcheulich! daß dieſe himmliſche Blüthe an der Bruſt des alten Waldbaums welken ſoll!“ ſprach Holzdorf mit edlem Eifer zu Viktorien.

„Es war geſchehen, ehe ich die Möglichkeit faſſen konnte;“ erwiederte ſie. „Jetzt habe ich nur Thränen. Der Engel tröſtet mich — ſie iſt kein ſterbliches Weib!

Helmina blickte ſich ſchüchtern um, ihr Auge ſuchte etwas unter der Menge. Die lange ſeidene Wimper hob ſich ſchnell, wenn die

Thür sich öffnete und senkte sich langsam bei dem Anblick der Hereintretenden. Sie seufzte und es wurde ihr eng und weh in der Brust. Der Zauberglanz einer freudigen Erwartung verschwand, und die Seele, die den Himmel des Wiedersehens offen gesehen hatte, sank von ihrem Götterfluge gelähmt, wie Dädalus, schmerzlich zur Erde zurück.

„Wie geht's mit Ihrem Bruder?“ — hörte sie Viktorien ein schönes Mädchen fragen, deren Züge ihr bekannt und lieb schienen, und sie anzogen. — „Er ist recht krank,“ erwiederte jene. „Wer ist das Frauenzimmer?“ „Fräulein Heimfort, Hofdame der Prinzessin.“ Ein leises Beben durchzuckte Helmina, der Name berührte elektrisch ihre Seele. — „Ist er krank?!“ frug sie sichtbar gerührt. Es traten mehrere Personen, auch die Prinzessin, hinzu, und unterbrachen das Gespräch.

Heimfort hatte es durch andere Pagen vernommen, daß heute die schöne Waldbaum zum erstenmale bei Hofe erschien. „Du mußt

ſie ſehen!“ rief jede Stimme ſeiner Seele mit heißem Schmerz und trüber Freude. — „Sie ſehen!“ — ſein mattes Auge erhielt einen neuen erhöhteren Glanz, Leben jede Ader. Das wie? machte dem Trunkenen wenig Sorge. Er hatte heftiges Fieber, und durch die Stimme des Arztes war er noch vom Dienſte befreit. — Doch wann iſt der Liebe etwas unmöglich? ſie findet aus jedem Labyrinth einen Faden, wie ſie einſt dem Theſeus einen Leitfaden reichte. — Neben dem Audienzſaale war ein Kabinet mit einem Fenſter durch Jalouſieen verſchloſſen. Hier, ſagt man, hätten oft die Fürſtinnen unſichtbar den Audienzen beigewohnt. Jetzt war es ſeit Jahren ganz aus der Acht gelaſſen. Seine Krankheit dünkte ihm kein Hinderniß. Er hatte als erſter Page die Schlüſſel zu allen Gemächern. Sind nur fremde Hinderniſſe der Liebe aus dem Wege geräumt, in ihrem eignen Gebiete gibt es keine Unmöglichkeit. Sie trotzt dem Sturme, er ſäuſelt wie Maienluft, der Donner tönt ihr wie Nachtigallaut, und der Blitz ſchim-

mert milder über ihren Pfad wie das Johanniswürmchen. Kalter Regen kühlt nur die Wange, wie Thautropfen die glühende Roſe. Der Froſt hat keine Macht über das warme Herz, heiß der Umarmung entgegenwallend. Was iſt Krankheit und Schwäche? die Liebe gibt Geneſung und Kraft! Wo ſie thront, ſind alle Gefühle nur Sclaven.

Er ſprang vom Lager, da alles fortgeeilt war, und trat mit bebender Eile ſeine Wanderung an. Schon war alles verſammelt, da öffnete ſich die Thür, und Helmina trat am Arm ihres Gemahls herein. Wie ein tödtlicher Schlag berührte dieſe Erſcheinung Heimfort's Seele. Der Körper ſchauerte im heftigen Fieberfroſt, und das Herz glühte in der heißeſten Leidenſchaft. Er fühlte ſeine ganze Exiſtenz umgewandelt. Der Engel, den er anbetete, — ein Weib — das irdiſche Weib dieſes Greiſes geworden. Das Götterbild an der ſchmutzigen Erde zertrümmert! — Krampfhaft ballte ſich ſeine Fauſt vor die Stirn. Und nicht mein Weib! alle Gedan-

len vergingen in einem Chaos, seine Sinne schwa den!

Als er erwachte und umherblickte, umgab ihn Dunkelheit. Verschwunden waren die glänzenden Bilder. Nur ein Licht brannte düster im Saale, und warf einen matten, unsichern Schimmer auf alle Gegenstände umher. Er fühlte seinen Körper glühen in wilder Fieberhitze. — „O könnte ich hier sterben!“ rief er leise, und fühlte, wie brennende Thränen über seine Wangen rollten, ohne sein Herz zu erleichtern. Er hörte seinen Namen rufen, und Fußtritte verhallen im Gange. Da raffte er sich auf, und schwankte fort. Jetzt fühlte er seine Krankheit; wie Zentner hing sie an seinen Füßen. Betäubt lag das Haupt an der Brust, die Kraft war verschwunden, die es emporhielt, die Stütze gebrochen — er wankte zehn Schritte, und sank dann zusammen. Die Schritte der Kommenden näherten sich; es waren Diener, die ihn suchten. Er hatte noch vermocht, den Schlüssel zu verbergen, um sein Geheimniß vor ungeweihten

Augen zu verhüllen. Dann verließ ihn das Bewußtſeyn.

Weinend ſaß die Schweſter an ſeinem Bette, als er am Morgen die Augen aufſchlug. Alles erſchien unſicher, wie ein Traum vor ſeinen Blicken. „Wie iſt Dir, liebſter Karl?“ fragte ſie. „Gott, was habe ich für eine Angſt ausgeſtanden hier an Deinem Lager. Du warſt ſo verändert, ſo flammend Dein Geſicht. Immer zornig geballt Deine Hand, riefſt Du: Fort, fort, ich zerdrücke dich, Räuber meiner Seligkeit! Die Fieberträume ſind zwar immer ſonderbar, das habe ich noch von unſerer ſeligen Mutter gehört, immer befindet man ſich unter Räubern, zwiſchen wilden Ungeheuern, in Feuersgefahr; oder man glaubt, in den Wellen unterzugehen.“ —

„Ja wohl iſt man oft unter Räubern und Ungeheuern! Auch in Gefahr brennend unterzugehen!“ erwiederte Heimfort mit kalter Verzweiflung, die die Schweſter nicht er-

kannte, die, unbekannt mit jeder Leidenſchaft, ſie nicht deuten konnte.

„Wenn Du doch erſt wieder ganz wohl wäreſt! es giebt ſo manches neue am Hof. Geſtern iſt die ſchöne Waldbaum Ihro Majeſtäten vorgeſtellt. Der König ſagte laut zu ihrem Gemahl: „Sie haben die ſchönſte Frau im ganzen Lande, und ſind der glücklichſte Mann.“ Denke Dir, die ſchöne Frau fragte nach Dir. „Iſt er krank?“ fragte ſie mich, und ihr himmliſches Auge blickte dabei ſo traurig. Sag', kennſt Du ſie denn?“

„Sie fragte nach mir!!“ rief Heimfort, und plötzlich erhellte ſich ſein Geſicht, wie die Sonne eine vom Sturm verwüſtete Gegend beleuchtet, und ſogleich allem Leben gibt.

„Ja,“ ſagte ſie, im froh erzählenden Tone, da dieſes den Bruder aufheiterte. „Sieh! hier ſtand ſie, als mich Viktorie fragte, wie geht's Ihrem Bruder? „Er iſt noch recht krank,“ antwortete ich. Die ſchöne Helmina ſah mich nun forſchend und ſinnend an, und fragte leiſe ihre Schweſter — ich

hörte es aber doch — wer ich ſey? und als Viktorie meinen Namen ſagte, überflog ein ſanftes Roth ihre blaſſen Wangen. Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſchön ſie da war! Sie iſt etwas zu blaß, ſo ſchön ſie auch ſonſt iſt. Auch die Prinzeſſin ſagte, ſie würde ſehr gewinnen durch etwas Roth. Ich glaube es ſelbſt! denn in dem Augenblick war ſie viel ſchöner, ihre Augen bekamen einen ſolchen Glanz, Du hätteſt ſie nur ſehen ſollen. „Iſt er krank?“ fragte ſie. Du ſollteſt ſie nur erſt hören, eine ſo ſüße Stimme hat niemand außer ihr! Ihro Majeſtät die Königin ſagte, das ſey ihr größter Reiz, und einer Bitte von ihr würde ſie nicht widerſtehen können.“

Heimfort hatte die Schweſter ſtürmiſch umarmt, und verſchloß ihren Mund mit Küſſen. „Gute, liebe Henriette! o Dank Dir, daß Du mich beſuchteſt! Du biſt mir ein Friedensbote. Ich lag ſo einſam, verlaſſen da, Du haſt mich ſehr erfreut.“

Das gute, unerfahrne Mädchen hatte kein Arg aus dem allen. Gewohnt zu erzäh-

len, denn niemand übt ſich darin mehr, als der um die Großen der Erde lebt, die ſich ſo gern um Dinge der Kleinen bekümmern, weil in dem Gebiet, das ihnen die Konvenienz anwies, ſo wenig Intereſſantes vorfällt, und ihre arbeitsleeren Stunden ſo reich an Langeweile ſind.

„Er iſt krank!“ ſagte Helmina ſtill vor ſich hin, im Schloßgarten wandelnd, und bange Trauer umgab ihr Gemüth. Thränen der heiligſten Liebe zitterten herab auf die Maiblumen, die ſie eben gepflückt hatte. „Mich entzückt euer Duft nicht, wie ſonſt! todt iſt die Natur um mich her. Er trauert — die ſchönſte Blume der Natur welkt dahin.“ Sie ließ bei dem Gedanken matt die Hände ſinken. „O Heimfort, wie gern wollt ich dich pflegen! wie gern mein Leben hingeben für Deines! Gott! wie anders war's vor wenigen Wochen, wie er mir hier das erſte Veilchen pflückte, o wie glänzte ſein Auge dabei ſo freudig, als ich ſagte: ich will das erſte Kind

des Frühlings recht pflegen, und wenn es doch welkt, will ich es mir aufbewahren. Ich verſprach mir Ruhe hier, wo mir ſein Bild auf jeder Stelle erſcheint, wo ſeine Stimme aus jedem Zweige flüſtert. Aber ſie flieht mich auch hier. Es iſt alles ſo anders geworden, ſeit ich dich nicht ſah, du ſonſt ſo lieber Aufenthalt! jetzt biſt du mir nichts mehr. Er leidet — darf mir da wohl ſeyn — kann ich es auch bei der Erinnerung an ihn!“ Sie weinte ſtärker, und bedeckte leiſe ihr Geſicht mit beiden Händen. Als ſie bei einem Geräuſch die Hände ſinken ließ, lag Heimfort zu ihren Füßen.

„Heimfort!“ rief ſie mit Entzücken, und die erſte Aufwallung der Freude wurde ganz ſichtbar in ihrer Geſtalt; ſie ließ beide Hände auf ſeine Schultern ſinken, und ſah ihm wie ein glückliches Kind in die Augen.

„Er umfaßte ihre Knie, und küßte den Saum ihres langen Gewandes. „O Gott, Gott!“ rief er erſchöpft und troſtlos. Sein Kummer bannte ſchnell ihre Freude. Sie trat einige Schritte zurück, und erſchrak. „Sie

waren krank? ich hätte Sie nicht hier vermuthet.“

„O Helwina!“ rief er, „wäre ich doch gestorben, da Du mir auf ewig entrissen bist!“ Sie stand da in hoher Schönheit und Heiligkeit, wie eine der Himmlischen, und reichte ihm ihre Hand.

„Bleibe der Tugend getreu, und ich bin Dir unverloren!!“ sprach sie feierlich, und blickte zum Himmel.

Es war, als ströme Frieden der Gottheit in sein leidendes Herz. Er sah sich geliebt mit unendlicher, ewiger, seliger Liebe, und ergriff in hoher Begeisterung ihre Hand.

„O ich will nur ihr leben um Deinetwillen!“

„Gott sieht uns!“ sprach sie in heiliger Freude. „Segne uns Gott, laß uns rein bleiben wie Engel und treu.“ Sie berührte Heimfort's Stirn mit ihren Lippen, der vor ihr kniete, „ich weihe Dich so der Tugend und Treue!“ Dann zog sie ihr Etuis hervor, trennte eine der langen seidenen

Locken von dem ſchönen Haupte, und reichte ſie ihm: „Sie erinnere an dieſe Stunde!“

„Stehen Sie auf. Sie ſind jetzt mein erſter einziger Freund. Sie waren es ſeit dem Tage, wo wir uns hier trafen. Jetzt ſehen wir uns nur aus der Ferne. Meine Pflicht fordert dies. Lieben Sie mich ſo, wie ich dieſe heilige Empfindung für Sie in meinem Herzen trage, ſo werden meine Pflichten Ihnen heilig, wie die Ihrigen ſeyn; und es wird uns dann nie an reiner Freude fehlen.“

„O Dank Dir, Engel!“ — Sie theilte jetzt die Maiblumen. „Nimm hin, Unſchuld und Hoffnung in der ſchönſten Vereinigung, ein Bild unſerer Jugend.“

Schnell entfernte ſie ſich.

Das ſchöne, glänzende Morgenroth, in dem Helmina die Welt in holder, magiſcher Täuſchung erblickt hatte, war verſchwunden. Jetzt war es heller Tag; deutlich gingen alle Gegenſtände hervor im hellen Sonnenſtrahl, jetzt ſah die Gemahlin des Oberjägermeiſters,

was Helmina nicht verſtand, daß ſie Heimfort unendlich liebte. Nun konnte ſie handeln, da ſie ihren Zuſtand kannte. So hatte ſie in dem Augenblick ihre Lage klar erblickt, und ſich feſt in ihre himmliſche Tugend gehüllt.

Der erſte Freund, den ſie nach ihrer Ankunft in der Reſidenz geſprochen hatte, war der Hofprediger. Er blieb mehrere Stunden bei ihr, nachdem ſie ihn mit freundlicher Ehrfurcht ſchriftlich zu ſich eingeladen hatte. Hier ließ ſie ſich von ihm in der ſtrengſten Erfüllung aller ihrer neuen Pflichten unterrichten, die ſie bisher nicht gekannt, nie darüber nachgedacht hatte. Er kam oft zu ihr, und brachte ihr Bücher. Leſen wurde eine ihrer Lieblingsbeſchäftigungen.

Ein ſchöner Friede ruhte ſeit der Unterredung mit Heimfort im Schloßgarten, wo ſie beunruhigt, traurig, ſeinem Andenken eine Stunde weihen wollte, in ihrem Gemüth. Er war nicht mehr unglücklich und ſie glücklich. Die Erfüllung ihrer Pflichten gab ihr Ruhe, und die Liebe, die im innerſten Hei-

ligthum ihrer Seele als Gottheit thronte, goß einen milden Strahl auf alles, was ſie umgab.

Sie ſah Heimfort am Hof; er erhielt immer einen ſüßen Blick, ein leichtes Erröthen. Ihm war dies genug zum Entzücken bis auf die Zeit, wo er ſie wieder ſah. Sie fühlte auch, daß ſein Anblick ein neues, ſchöneres Leben in ihr hervorrief. — Höchſt ſelten, wenn ein Zufall es wollte, wenn etwa der König oder die Königin ihr etwas ſagen ließen, ſprach ſie ihn hier. Sie naherte ſich ihm nicht. Aber ſeine Schweſter ſuchte ſie hier auf, und die Liebe machte ſie ihr unendlich theuer. Oft bat ſie dieſe zu ſich, ging aber nie zu ihr, da ſie jede Zuſammenkunft mit Heimforten meiden wollte, weil ihr zarter Sinn dies als pflichtwidrig anſah.

Es war ihr ſüß, die Schweſter von ihm erzählen zu hören, und er liebte dieſe jetzt noch viel zärtlicher, als vorher; war viel bei ihr, und wußte immer eine zarte Berührung mit ſeiner angebeteten Helmina zu erfinden. Oft brachte er Blumen, die ſchönſten, und

bat die Schweſter, ſie heut zu tragen, wenn er zufällig hörte, ſie ſähe Helmina. Dann weilten ihre Augen auf den Blumen, die ſeine Hand berührt hatte, und oft bat ſie, ſchon ahnend, woher ſie kamen, um einige davon, und erhielt ſie alle von dem unbefangenen Mädchen, das Helmina mit einer Art Anbetung liebte. Dies war natürlich. Wem ſie ſich nahte, der mußte ſie lieben, und wen ſie liebte, dem war ſie eine freundliche Gottheit.

Oft drückte er leiſe Küſſe auf den Shawl der Schweſter, wenn ſie ging, den Helmina berühren würde. Selten wagt' er es, beſcheiden feierlich ihr einen Kuß beim Abſchiede zu geben, wenn ſie eben zu ihr ging, den Helmina dann von ihren Lippen nahm.

Beſcheidener war nie ein Mann, und nie einer auch mehr geliebt. Jede ſeiner Aufopferungen ſpähte ihre Liebe aus; ſie durfte ja nur in ſein ſchönes geſenktes Auge blicken, wenn ſie vorüberging, nur ſehen, wie er zurücktrat, und hören, wie er mit Ehrfurcht ſchwieg, wenn ihr Name genannt

wurde. — Was erwirbt innigere Liebe, als ſolche zarte Schonung. Sie iſt ein Unterpfand der ächten wahren Einzigen. Ein Siegel, das die Falſche nie nachahmen kann, ſelbſt der feinſte Heuchler kann dieſe Maske nur Stunden lang tragen.

Heimfert wurde nun Officier. Er freute ſich dieſer Veränderung, da ſie nichts in dem ſchönen Verhältniſſe unterbrach. Sie ſahen ſich bei Hof, und niemand ahnete ihre Liebe.

Viktorie heirathete wenige Monate nach Helmina, und wurde ſo glücklich, wie nur wenige ſind. Helmina freute ſich wie ein guter Engel ihres Glücks. Als Viktorie Mutter wurde und das Kind Helminen in die Arme legte, drückte ſie es in ſtummer Rührung an die Bruſt, und mußte ſich hinwegwenden, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Eine namenloſe unbekannte Sehnſucht hatte ſie befallen. Sie konnte erſt nach einigen Minuten reden, und da war ihre ſchon ſo ſanfte Stimme ſo ſüß und leiſe, daß jeder

Ton zauberähnlich die Empfindung derer berührte, die sie hörten.

Sie kam nun jeden Tag, und wartete das Kind, so lange sie da war. Die ganze unendliche Liebe ihres Wesens schien bei dem Anblick des Kindes hervorzubrechen; sie hatte nur für dieses Sinn, und nur, wenn man ihre Liebe außerdem ansprach, wandte sie sich sorgend einen Augenblick davon ab.

Helmina war die größte Zierde des Hofes und der Stadt. Sie war der Mittelpunkt jedes Zirkels, den sie betrat. Um sie her versammelten sich ausgezeichnete Männer aus allen Classen. Die blühende Jugend und das reife Alter nannten sie Ideal. Ihre Schönheit war so ausgezeichnet, daß sie jedem Fremden, als die Erste, auffiel. Alles drängte sich zu ihr, und sie stand wie die Kaiserkrone herrlich in sich gebückt — ausgezeichnet ihre Gestalt — ihr Sinn bescheiden, wie das Veilchen.

Sie lebte ſtill; außer den großen Geſellſchaften, die der Oberjägermeiſter immer gehalten hatte, ſah ſie nur Frauen. Sie machte keine der Anſprüche, die ſonſt ſchöne geiſtreiche Frauen an die Geſellſchaft machen. Sie fühlte ſich ganz befriedigt in ſich ſelbſt. Jeder ihrer Züge hatte den Ausdruck. Wer ſie bei ihrem Gemahl ſah, fühlte ſich durch den Anblick des Winters neben dem zauberiſchen Frühling empört, aber wenige Minuten Beobachtung nannten ſie eine Heilige. — Der alte Gemahl entfernte ſich mit dem Glokkenſchlag Acht aus jeder Geſellſchaft und ging ſchlafen. Helmina entzog ſich dann der angenehmſten Unterhaltung, und verließ die Geſellſchaft mit holder Freundlichkeit, um den Gemahl zu begleiten. Dies hatte ſie ſich zum unumſtößlichen Geſetz gemacht. Sie hatte unzählige Anbeter, aber Keiner wagte, ſich zu nahen; und als in dem Laufe der Zeit doch einige die Kühnheit hatten, ſich ihr zu erklären, und ſie leidenſchaftlich zu überfallen, war dieſes nur um ihre hohe Tugend mehr zu

verkündigen, die ſich mit unnachahmlicher Klugheit vereinigte, und ſie gegen jeden Angriff ſicherte. Ihre Tugend lähmte die Zungen der Verläumdung, und die Bosheit konnte mit ihrem Scorpionsgifte nicht an die Göttliche reichen. Sie ſtand rein, rein, ohne Fehler, wie die Gebenedeihte!

Heimfort war glücklich, er nannte dieſes himmliſche Weſen ſein. Nur ihn ſuchte dieſer Blick, auf den Hunderte hofften, wie auf den Sonnenſtrahl des Glücks; ihm galt dieſes holde Lächeln, das mit der höchſten Anmuth um die zarte Wange ſpielte. Für ihn ſprach dieſer bezaubernde Mund die Töne der Liebe in göttlichen Geſängen. Für ihn hob ſich dieſe Bruſt, ein Sitz der reinſten Gottheit, ihm lebte dieſe ganze Geſtalt in ihrer unnennbaren Schönheit. Sein Name begrüßte den erſten Lichtſtrahl, den ihre Augen empfingen, und nach dem Abendgebet war der letzte Gedanke ein Segen für ihn.

So ſchwanden Jahre. — Der Oberjägermeiſter war neu belebt durch Helmina's

Sorgfalt. Nie hatte man eine ähnliche Erfüllung aller Pflichten geſehen. Er zog ſich immer mehr von dem Hofleben zurück, erſchien nur an großen Courtagen, weil ihm in ſeinem Hauſe am wohlſten war. Immer erwartete ihn eine angenehme Unterhaltung. Helmina wußte ſeine Lieblingsneigungen, ſie ſtudirte ſie mit allem Fleiß. Sie unterrichtete ſich durch Bücher über alle Dinge ſeines Berufs, und fragte gern, weil ihn dies am meiſten freute. Er unterrichtete ſie dann mit großer Freude, und wußte, um ihr alles zu beſchreiben, ſo fröhlich das Zimmer in einen Wald zu verwandeln, Sopha, Stühle und andere Dinge in die verſchiedenen Reviere abzutheilen, daß er die Täuſchung nicht empfand.

Eine ſeiner Lieblingsſpeiſen fehlte nie auf der Tafel, die ſie dann gewöhnlich ſelbſt bereitete. — Sie las ihm die Zeitungen vor, und die Briefe ſeiner Untergebenen. Was für eine Unterhaltung für ein Weib, die in den Stunden der Muße mit den Werken

der Dichter aller Nationen den vertrauteſten Umgang pflog, die voll der reinſten innern und äußern Schönheit nur in dieſer Harmonie ſich befriedigt finden konnte. Und wie that ſie dieſes alles? unaufgefordert, heiter und zauberiſch freundlich.

Sie ging nicht ohne ihren Mann an den Hof; und wenn einmal, durch eines der königlichen Familie aufgefordert, mit einer ältern Freundin, oder ihrem Vater. Dieſer war ſtolz auf ſie, und er fühlte ein ſehr glückliches Alter durch ſeine Töchter ſich bereitet.

„Siehſt du, wie glücklich Helmina iſt?“ ſagte er oft mit heiterem Frohſinn zu Viktorie. „Ja, ja! Euch jungen Leuten ſpukt es oft im Köpfchen.“

Viktorie küßte ſtumm und traurig ihren Säugling; — ſie hatte mehrere Kinder. —

„Nun ich will nicht ſagen, daß es Dir an Glück fehlt,“ ſetzte er hinzu, und nahm den Enkel, der ſeine Taſchen nach Konfekt durchſuchte, auf den Schooß, ihn freundlich

die Backen klopfend, und mit groſſem Gelächter eine verſteckte Tüte aus der Weſtentaſche hervorziehend, und ein Rübchen ſchabend: ätſch, ätſch, ſieht der junge Herr! er hat ſich doch betrogen; da ſteckt der Schatz. Hurtig kamen die andern, wie die Küchlein, wenn die Glucke ruft. Der Oberhofmarſchall hatte jetzt mehr Sinn für Häuslichkeit, als je; ſeine Enkel hatten den Greis zur Natur zurückgeführt.

Es brach ein Krieg aus. Heimfort zog mit den erſten Truppen. Helmina wurde durch einige Zeilen, die die lauteſte Verzweiflung ſprachen, aufgefordert, ihn zu ſehen, da er vielleicht nimmer zurückkehre. Sie war außer ſich, doch nur einen Moment; dann ließ ſie ihre Schweſter rufen. Ihr entdeckte ſie das lang verſchwiegene Geheimniß, und bat ſie, dabei zu ſeyn, wenn Heimfort Abſchied nehme. Sie hatte ſich kürzlich en Medaillon malen laſſen. — Flocht nun unter tauſend Thränen in den nächtlichen Stunden, da

Heimfort ſchon Mittags fort mußte, eine Schnur von ihren langen ſeidnen Locken, an der das Bild befeſtigt wurde, das ihm jetzt beſtimmt war.

Heimfort kam mit Viktorien am Morgen zu ihr. Viktorie war zu zartfühlend, um hier die wenigen Augenblicke durch ihre Gegenwart zu ſtören. Sie hatte heftig geweint, und man ſah noch ſichtbare Spuren davon; ſie ſchlich in das anſtoßende Kabinett.

Mit holder Würde nahte ſich Helmina dem über alles Geliebten. „Ich kann Sie nicht gehen ſehen in tauſendfache Gefahren, ohne Ihnen ein Amulet, das die Liebe zum heiligſten weihte, mitzugeben. Nehmen Sie hin!“ ſetzte ſie mit Thränen hinzu, als ſie das Medaillon an ihr Herz und ihre Lippen gedrückt hatte, „die Kraft der Liebe iſt in das Bild übergegangen, es bewahre mir Dein Herz!“ ſprach ſie im Ausdrucke der höchſten Liebe, und hing es dem vor ihr Knieenden um. „Der Glaube ſoll ja Berge verſetzen, und dem Sturme gebieten! Ich habe ihn!“

ſagte ſie, heiter feierlich emporſehend, und faltetete dann ſtumm über der Bruſt die Hände. Heimfort konnte nicht reden. Sein Auge ruhte auf ihr mit der höchſten Sehnſucht und dem höchſten Schmerz. Jahre lang hatte er geſeufzt nach der Minute, und die Seligkeit und Verzweiflung wechſelten in ihr ſo ſchnell und wunderbar. Er war ganz außer ſich.

„Heimfort!“ ſprach ſie mit ihrem Zaubertone, „mein Heimfort!“ ſie reichte ihm die Hand, „Gott! gib ihm Kraft, und erhalte mir ihn!“ Sie drückte ſtumm ſeine Hand, und verſchwand dann in das Kabinett.

Heiter, wie ſonſt, erfüllte ſie ihre Pflichten, und niemand bemerkte Trauer an ihr. Sie machte ſich ſtark durch Gebet, und ihre Liebe ſiegte über die Trennung; ihr Vertrauen war unendlich. Wie ſonſt, lebte ſie den Wiſſenſchaften in den Stunden der Muße. Sie hatte mehrere Sprachen gelernt. Sie malte, und ſpielte verſchiedene Inſtrumente; hatte auch noch immer einige Lehrſtunden. Sie

wollte ihrer Unterhaltung noch immer mehr Anmuth geben, und ihr Herz sprach leise: „es ist für Heimfort!“

Außer diesen Beschäftigungen war ein Theil ihrer Zeit der Wohlthätigkeit geweiht. Sie suchte die verschämte Armuth auf; diese entwich, wo sie erschien. Sie nahm sich jeder Noth an; sie sprach für unterdrückte Unschuld. Alles liebte sie, betete sie an.

Sie hatte fast immer Kinder um sich, und war dann am liebenswürdigsten; denn sie blieb immer ein Kind, rein und genügsam. Die Kinder fühlten sich in ihrer Nähe unaussprechlich wohl, und ihr Anblick, ihre Unterhaltung blieb ihnen der schönste Lohn.

Bald nach Heimfort's Abreise starb der Oberhofmarschall. Helmina fühlte tief seinen Verlust. Sie hatte ihn immer geehrt, und liebte ihn die letzte Zeit warm und mit kindlichem Vertrauen. Sein Herz sprach lauter in den letzten Jahren, und der Ehrgeiz schwieg ruhig. Er sah seine Wünsche erfüllt, und ging gelassen dem Tode entgegen.

Dem Oberjägermeiſter ſchmerzte dieſer Tod ſehr; es war für ihn eine Art Mahnung, da er noch älter, als der Oberhofmarſchall war, und doch jetzt das Leben mehr liebte, als in früheren Jahren, da es durch Helmina ſeine Beſchwerden verlor. Der Eindruck hatte ſchädliche Folgen für ſeine Geſundheit; er wurde ſchwächer und ein unzufriedner Hypochondriſt. Helmina übte nun Engelsgeduld. Oft kam ſie Wochenlang nicht aus dem Hauſe, und wenn ſie mit ihm ausfuhr, ſo waren Klagen bei verſchloſſenen Fenſtern ihre Unterhaltung. Er meinte es nicht böſe, und wollte ſie nicht betrüben, aber nur ihre himmliſche Güte konnte dieſes anerkennen, da er ſie ſo quälte.

Zu dieſem kam noch der Umſtand, daß Holzdorf verſetzt wurde; Heimfort's Schweſter war ſchon einige Zeit in der Ferne verheirathet. Holzdorf erhielt eine vortreffliche Stelle, die ihn aber weit entfernte. Viktorie und ihre muntern Kinder zu verlieren, dies war für Helminen unerſetzlich. Die Schweſter

war das einzige, verwandte, geliebte Herz, und das einzige, das ihre Liebe kannte. Sie ſprach zwar nicht von Heimfort, weil das himmliſche Weſen dies als eine Verletzung ihrer Pflichten anſah. Sie zeigte niemanden ihre Liebe als Gott, der ſie ganz kannte. Aber ein Blick, ein Händedruck der Schweſter war Troſt, und ſagte: „ich bedaure Dich!“

Schon im erſten Gefechte zerſchmetterte eine Kugel Helmina's Bild. Sie würde unfehlbar Heimfort's Herz getroffen haben, hätte das Bild in der ſtarken goldnen Kapſel es nicht bedeckt, die Kugel, matt durch den Widerſtand, ſank nun tiefer, und verwundete ihn nur leicht. So fiel er in die Hände der Feinde, ward unter die Vermißten gerechnet, und ſchnell geſellte ihn Fama zu den Todten.

Helmina las eben die Zeitung vor; der Oberjägermeiſter nickte ſchon von einer Seite

zu der andern. Halb im Schlafe ſagte er: „Weißt Du ſchon, daß der Hauptmann von Heimfort geblieben iſt? Schade für den ſchönen Officier!“

Helmina erſtarrte zur Säule, wie Loths Weib, als ſie ihre geliebte Heimath verbrennen ſah. Das Zeitungsblatt blieb in ihrer Hand, die Augen darauf geheftet — der Athem ſtockte — das Herz hörte auf zu ſchlagen.

Der Oberjägermeiſter war eingeſchlafen, und lag ruhig, wie im Arm des Todes da; als Helmina ihrer ſelbſt wieder bewußt wurde, war dies ihr erſter Anblick. Stumm hob ſie die Hände zum Himmel, und ſagte leiſe betend: „Du haſt ihn genommen!“ Ihr Haupt ſank matt auf die Bruſt, und ein Strom von Thränen rann über die Wangen, wie ein warmer Regen das ſchreckliche Gewitter auflöſt, das allem Vernichtung drohte! Sie begab ſich in ihr Kabinet und betete. Am Morgen war ſie ſehr blaß, und, als Viktorie, die ſchnell hereingefahren kam und die das Ge-

rücht auch vernommen, wehmüthig heiter, da jene trostlos weinte. Sie küßte die geliebte theilnehmende Traurende. Er ist mir voraus gegangen in die Heimath. Ich soll ihn als Engel anbeten, da ich ihn als Mensch liebte, bis ich selbst als Engel ihn wieder über alles lieben darf. Er war der Abgott meines Herzens, vielleicht nahm ihn Gott darum hinweg. Schon hier war er ja ein Abglanz der Gottheit!

Sie trauerte still und trug kein anderes als ein schwarzes Gewand. Die öftere Hoftrauer (man betrauerte eben einen alten Vetter aus dem weitläuftigen Stammbaum) verhüllte die wahre vor den Augen Anderer.

Athemlos stürzte ein Monat darauf Viktorie herein, einen Brief in der Hand, als eben Helmina das Kind einer Bekannten unterrichtete. Lies, lies! rief sie; reichte den Brief hin, und sank ins Sopha.

Helmina küßte mit zitternder Hand das Siegel. Er war von Heimfort! — Er schrieb in wenig Worten, daß ihr Bild sein Leben

gerettet habe. Nach dem Ausſpruche der Aerzte hatte die Kugel zwey Finger höher das Herz durchbohrt. Hier aber ruhte das Bild als Amulet. Jetzt ſey er außer Gefahr. Der Brief war mit ſchwachen unſichern zitternden Zügen geſchrieben, er ſprach ſtammelnden Dank, und fromme Liebe.

Neues Leben durchbebte jede Nerve bei der Verkündigung des theuren Lebens, das ſie verloren gegeben hatte. Entzückender Dank wurde der Gottheit dargebracht, und die Natur erſchien jetzt wieder, wie ſie war, in einem neuen Feierkleide!

Helmina glaubte nicht genug thun zu können, um ſich dieſes Glücks würdig zu machen. Strenger noch übte ſie jede Pflicht, aufopfernder lebte ſie nur für Andere, und der Engel kam dem Himmel immer näher und näher.

Lenze kamen und gingen, der Geliebte kehrte nicht wieder. Endlich kam der Friede,

von Millionen erbeten. Heimfort blieb aber in einer Gränzprovinz bei ſeiner Garniſon.

Erſt nach einiger Zeit riefen ihn Geſchäfte in der Reſidenz. Helmina hatte mehrere Wochen am Krankenbette des Gemahls zugebracht. Noch war er nicht geneſen, und ſelten entfernte ſie ſich, um durch das Fenſter Minuten lang friſche Luft zu ſchöpfen.

Hier weilte ſie eben, da kam ein ſtattlicher Officier die Straße herab; einige der daſigen Garniſon begleiteten den Fremden. Helmina erkannte die Uniform — ihr bebte das Herz. Jetzt kam er näher, es war — Heimfort.

Aus dem wunderſchönen Jüngling war ein hoher kräftiger Mann geworden. Die Züge, die männlich zart, im Gemiſch von Lilien und Roſen ſchimmerten, waren hart gezeichnet und dunkelbraun gefärbt. Die ſchöne Stirn mit einer breiten Narbe gezeichnet. An der Stelle, wo er einſt ihr Bild trug, ſchimmerte jetzt ein Orden.

Sie hielt ihr Herz mit beiden Händen bedeckt, denn es ſchlug ſchmerzlich laut für Freude. „O dürft' ich ihn begrüßen, ſeine ehrenden Narben küſſen, — ihn hier an meinem Herz ausruhen laſſen, den Schweiß ſeiner Stirne trocknen, und ihm Kühle zufächern mit meinem Schleier!“ Sie verhüllte ihr Angeſicht und weinte ſtill; doch nur wenige Minuten, dann richtete ſie ſich empor. „O ich ſchwaches Geſchöpf! wie konnte ich mich vergeſſen! Harre aus, mein Herz, hoffe und glaube!“

Jetzt blickte ſie wieder hin, und Heimfort ſtand redend nahe bei ihrer Wohnung. Ihr Auge ſchmiegte ſich liebend an jede ſeiner Bewegungen. „Sein Gang iſt noch der alte! O, ſeine Stimme muß ich auch hören!“ Sie eilte in ein entferntes Eckzimmer, öffnete leiſe das Fenſter, unter dem er ſtand, und lauſchte bebend auf jeden Ton. Ihre Bruſt hob ſich mit unnennbarer Wonne. „Er iſt's!“ ſprach der leuchtende Blick, — „Er iſt's!“ die glühende Wange, — „Er iſt's!“ das

laut klopfende Herz. Sie ſank nieder in hoher Begeiſterung, und ihre Seele eilte auf den Fittigen der Andacht himmelwärts.

Heimfort blieb einige Tage. Sie ſah ihn nicht wieder, da die Pflege des Kranken ſie anhaltend beſchäftigte.

Der Oberjägermeiſter beſſerte ſich. Neue Lebenskraft ſtrömte mit dem Frühling in die Adern des ſchwachen Greiſes, deſſen ſilbernes Haupt das Alter gebeugt hatte. Er verließ ſein Zimmer wieder, und fuhr in den ſchönen warmen Tagen mit Helmina ſpazieren.

Ihr Leben wurde immer einſamer und öder, ſeit die Schweſter ſie wieder verlaſſen hatte; aber ſie blieb heiter, und harrte gelaſſen auch ihres neuen Frühlings. Die neue Schöpfung, die aus der Natur hervorging, erfüllte ſie mit leiſer Wehmuth, und holde Ahnung der Zukunft ſchwebte herab in ihre Seele, wie ein tröſtender Engel. Sie fühlte ſich emporgehoben über das Jetzt, und behielt das Dereinſt in vertrauender Seele.

Die Blüthen verwehten, die Rose fiel ab,
Es weihte die Thräne der Fallenden Grab,
Ein bebender Seufzer hob schmerzhaft die Brust;
So fliehet die Jugend — so fliehet die Lust!

Der Lenz schwand noch öfter, brachte aber den wohlverdienten Frühling ihres Herzens nicht. Helmina's Wangen wurden bläſſer. Der Rose glichen ſie nicht mehr, nein, der zarten Lilie. Ihre Jugend war entflohen!

Aber ſchön war dennoch Helmina — die ſchönſte unter den Frauen noch immer. Wer ſah die Rose? wer die friſcheſte Blüthe, wo ſie ſtand, die Himmelsblume. In hoher Unſchuld, rein, in ſich ſelbſt gehüllt, voll der leiſeſten, zarteſten Hoffnung, ſtand die Paſſionsblume da, in ihrer Wunderlieblichkeit.

Wenn ſie ſich mir nahte die hehre, himmliſche Geſtalt, niederknien hätte ich mögen und ſie anbeten, die Heilige, den Saum ihres Kleides berühren, damit ihr göttlicher Sinn in mich übergehe.

Nimmer, nimmer werd' ich dich vergessen,
Himmlisch hohes, reines Engelsbild!
Wie ich einst am Wasserfall gesessen,
Du vorüberschwebtest, sanft und mild.

Leise Wehmuth schwebt' um deine Züge,
Stiller Friede hielt dich sanft umarmt.
Solche hohe Götterschönheit trüge
Nie, wer sich der Menschheit nicht erbarmt.

Mit der schönsten Muttertreue blicktest
Du herab auf fremder Kinder Wohl,
Wie so liebreich du an's Herz sie drücktest,
Ach! von leiser, stiller Sehnsucht voll.

Wer vermag sie zu beschreiben! wenn sie daher kam; ein holdes Kind an der Hand — wer den Blick der himmlischen Augen, aus denen die Liebe in das Herz der Kleinen sich ergoß. Jedes Kind, das an ihrer Seite ging, schien ein Engel zu seyn. Die Nähe des himmlischen Wesens verbreitete den Himmel über irdische Gestalten. Ihr glich kein Weib, und keines wird ihr je gleichen! Die Natur hatte durch diese Gestalt den Vorwurf, daß sie nichts Vollkommnes hervorbrächte, von

ſich abgewälzt. Jede Geſtalt, auch die ſchönſte, verliert ſonſt bei öfterem Erblicken an irdiſchem Reiz, nur die Liebe wirft dieſen Zauberſchleier um die geliebte Geſtalt; darum erſcheint ſie dem Liebenden immer vollkommen, aber dieſer war er eigen, nicht auf Momente, nein, für immer auch dem kalten Beobachter. Jede ihrer Schweſtern fühlte den Zauber, der ſonſt nur die Seele des Mannes magiſch berührt, — jedes Alter erkannte ihn. Sie feſſelte meinen Blick, als ich ein Kind war, und wenn ich in ſpäterer Zeit ſie verüberſchweben ſah, ſo blickte ich ihr nach, ſo weit meine Augen reichten, und hohe Ruhe blieb in mir, die ihr Anblick hervorgerufen hatte. Sie gab jedem Weſen, das Sinn für himmliſche Schönheit und Harmonie hatte, den Eindruck, den Leidenſchaftloſen, der ſonſt nur als Duft eines Maientages die erſte Blüthe der Liebe umgibt, und dann ſchwindet bei dem wärmeren Sonnenſtrahl.

Der Oberjägermeiſter ſtarb. — Es war ein Donnerſchlag für die fromme Helmina, aber er verkündigte ihr den Frühling. Kindliche Thränen benetzten die Silberlocken des erblichenen Greiſes, wie die warmen Regentropfen, Vorboten des Frühlings, den Schnee in die Erde begleiten. Unruhe erfüllte das ganze Haus. Die Dienſtboten harrten der Eröffnung des Teſtaments, und bekamen reiche Legate.

Helmina, als Beſitzerin eines ſehr großen Vermögens, reiſte zu ihrer Schweſter. Holzdorf begleitete ſie. Sie kamen durch O..., wo Heimfort jetzt wohnte, und Helmina ſchwebte in ſchöneren Regionen. Die Welt ſchien ihr nun ein Paradies. Liebe und Freude reichten ſich die Hand, beide himmliſche Kinder, die aus der knoſpenden Hoffnung hervorgingen. Sie kamen an. Heimfort empfing ſie kalt wie Fremde. Das Erſte, was Helmina im Hauſe ſah, waren einige Kinder, und man ſagte ihr auf Befragen, von einer Geliebten aus der niedrigſten Klaſſe, die er bei

ſich hätte und behalten werde. Um ſie bekümmerte er ſich nicht mehr, als um jede Fremde ihres Standes.

Sie winkte Holzdorf — verließ ſchnell das Haus, indem ſie matt nach dem Herzen fuhr und konvulſiviſche Bewegungen verrieth. Sie lag ſinnlos im Gaſthof. Die ſchönen Glieder wurden fürchterlich verdreht. Der göttliche Mund krampfhaft gezogen. Das himmliſche Feuer der Augen war erloſchen. O Gott, dein ſchönſtes Meiſterſtück zerſtört!

Nachher ſank ſie matt zuſammen. Stille Verzweiflung brütete wie drohendes Wetter in ihrer Seele. Sie ließ alles, alles gleichgültig geſchehen, verlangte nur durch Winke in den Reiſewagen. Es war ein ſchöner Abend, ſie wollte ausſteigen, freundlich bat ſie um Einſamkeit. Das Kammermädchen folgte ihr und wollte ſie ſtützen, ſie ſchüttelte mit dem Kopf und ging raſch und feſt. Sie kamen an einen See, in den ſich die ſinkende Sonne roſig ſpiegelte. Sie ſtand ſtill in den Anblick verſunken. Golden ſpielten die Wellen. Schlanke Pap-

peln umgaben das Ufer. In ſchöner Ruhe Ruhe lag rings um die Gegend. — „Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin — und ward — nicht mehr geſehn!“ rief ſie abgebrochen, und ſtürzte ſich hinab. — Holzdorf ſprang ihr nach und ergriff ſie, ihn hatte eine bange Ahnung ihr nachgeführt.

Sie ſtarrte ihn an, ihr ſchöner Verſtand war dahin! Wahnſinnig fuhr ſie auf, und fürchterliche Krämpfe drohten ihr ganzes Weſen zu zernichten. Man brachte ſie zurück auf das Land, und mußte ſie bewachen.

Sie, die alle Schönheit vereinigt hatte und mit allmächtiger Anmuth jeden Reiz ihres Anzugs einfach edel zu ordnen wußte, litt jetzt nur mit heftigem Widerwillen das Wechſeln der Wäſche, zerriß jede gefällige Form mit kalter Verzweiflung und ſpiee unwillig auf ein reines Gewand. Dieſe Idee ihr Aeußeres zu vernachläßigen lag tief in ihr, und war für jeden theilnehmenden Sinn höchſt ſchmerzhaft.

Sie hatte alles verloren, und wollte jeden Reiz zerſtören. — Ihre Hoffnung war ſo gräß-

ſich vernichtet, alles, was ihr ſonſt Nahrung gab, war verſchwunden.

Aller Zuſammenhang war für ſie zerriſſen — die Reihe der Möglichkeiten verrückt. In den hellen Minuten ſah man in den Trümmern ihres Verſtandes die Spuren der gewaltſamen Verwüſtung.

Heimfert's Tod hatte ſie einſt ertragen, er wurde nur zu höherer Vollendung entrückt, war für ſie unverloren — aber dieſe Veränderung ſeines Weſens — dieſen Verluſt konnte ſie nicht tragen! Untreue lag nicht für ſie in der Reihe der Möglichkeiten — und ſolche Untreue mußte ſie zerſchmettern. Nach wenigen Jahren erlöſte der Tod aus der ſchrecklichſten aller Lagen dieſes traurige Opfer der Verhältniſſe.

Ruhe ſanft, du früh gebrochne Roſe,
Endlich ſchweigt der Sturm, der wilde Nord.
Ruhe! der Natur im Mutterſchoße
Keimſt du ſtill zur ſchönern Blüthe dort.

Aus der kranken, tief zerstörten Hülle
Geht ein neues Leben einst hervor,
Wie der Saam' aus leerer Blätter Hülle
Kräftig steigt als frische Blum' empor.

Deine Blüthe schmückt des Himmels Garten,
Durch der Gottheit Hand dahin versetzt —
Hohe Liebe wird sie da einst warten,
Dort, wo dich kein Sturm dann mehr verletzt.

Der Väter Sitte.

„Woher kömmt es wohl," fragte die kleine schnellzüngige L., „daß von unsern jungen Leuten so wenige heirathen?"

„Euer Geschlecht hat allein die Schuld," erwiederte ihr Bruder. — „Von Dir wollte ich keine Antwort! ich hätte diese vorausgesehen; aber da von unserm F., der die Welt länger und mehr kennt, als Du, und sich in den Verhältnissen des Lebens ernster umgesehen

hat," sprach die kleine Frau mit ernster Miene.

„Ich glaube," nahm F. das Wort, „die Ursache liegt darin, daß beide Geschlechter so wenige von den Tugenden ihrer Voreltern beibehielten, und daher auch ihre Lebensansichten nicht haben können."

„Da bin ich ganz Ihrer Meinung!" fiel die stille K. ein. „Und wenn unsere Erziehung die gewöhnliche bleibt, wird dies nicht nur so bleiben, es wird noch zunehmen."

„O, erklären Sie sich deutlicher," sprach mit Eifer die kleine Frau, „ich lerne gern, vorzüglich wenn von Erziehung die Rede ist, was kann wol einer Mutter wichtiger seyn. Ich hörte hier schon so viel Gutes. Für ein wahres Glück halte ich jetzt die Versetzung meines Mannes, die ich erst Unglück nannte; dadurch bin ich in diesen Kreis seltner Menschen gekommen, die so verschieden von dem, was ich bisher sah und hörte, handeln."

Gerührt drückte die K. ihre Hand. Wer hat wohl mehr reinen, guten Willen, als unsre

L., wer mehr Sinn für alles Gute, Beſſere, wo es ſie anſpricht. Sie ſind unter den vielen Freuden, die uns die veränderten politiſchen Verhältniſſe zuführten, die Einzige, die ſich unſrer einfachen Lebensweiſe anſchließt, einem Kreiſe Menſchen, der ſich frei von der Tyranney der Mode erhält, und ſeinen Stolz darin findet, weniger zu brauchen, und mehr zu ſeyn, als die Menge rings umher."

„Daß mir alles, was Sie thun, gefällt, weiß ich; aber noch zu kurze Zeit in ihrem Kreiſe aufgenommen, weiß ich nicht, auf welchen Grundſätzen die heitre Geſelligkeit beruht, die mich ſo wohlthuend umfängt."

Eben jetzt trat die freundliche N. mit ihrem edlen Manne ins Zimmer, und nachdem ſie ihre Freundinnen umarmt hatte, frug ſie theilnehmend: „Welches Geſpräch habe ich unterbrochen? Laßt auch mich theilnehmen."

„O," ſagte der junge N. lächelnd, „man ſprach vom Heirathen, und da kam man, wie billig, gleich auf Erziehung."

„Ich bereue," unterbrach ihn die Schweſter, „daß ich in deiner Gegenwart die Frage that; ich weiß ja, daß du für nichts Ernſtes Sinn und Gefühl haſt, als für deine Geſchäfte, das Uebrige wird zum Scherz."

„Du weißt," erwiederte er mild, daß ich das Hofmeiſtern nie leiden konnte; und deine Frage warf mir den Fehdehandſchuh vor die Füße."

„Ich dachte in dem Augenblick wahrlich an keine Fehde, die Frage that ich, veranlaßt durch die Erſcheinungen deiner Freunde, M., D. und Z., die eben vorbeigingen; das konnte aber der Herr, der eben in den Noten blätterte, nicht ſehen, daß dieſe vorübergingen, und fühlte ſich getroffen. Auch dachte ich bei der Frage weniger an Wirkung als Urſache, und willkommen war mir der Rückblick auf Erziehung; dort muß man ſie freilich ſuchen; und du brachteſt mich um die Belehrung unſrer Freunde."

Ernſter werdend, ſagte er: „du würdeſt mir Unrecht thun, wenn du mir keinen Sinn

für ſolche Belehrungen zutrauteſt; wenn ſie aus dieſem ernſten Geſichtspunkte genommen werden, dann iſt der Bruder ein eben ſo aufmerkſamer Zuhörer als die Schweſter. Denn allgemeinen Sätzen, die ſo oft, auch von Dir aufgeſtellt werden, leihe ich freilich nur ein halbes Ohr. Jedes Auge ſieht durch ein anderes Glas, für daſſelbe geſchliffen. Verzeihen Sie mir gütig," wandte er ſich zu Andern, „daß ich ich mich ſo ausſchließend der Sache bemächtigte; es iſt ein Punkt, der uns beide ſchon mehr als einmal in den Harniſch brachte." Er wiederholte nun die Frage der Schweſter, um den eben Eingetretenen Stoff zur Theilnahme zu geben.

„In dem vergrößerten, allgemein einreißenden Luxus und der Tyrannei, mit der die Mode beide Geſchlechter beherrſcht, finde ich die Urſache," ſagte N.

„Ganz beſtimmt! doch wer kann es ändern, daß es ſo iſt," erwiederte R. „Noch geſtern ſagte mir mein Freund O., einer von denen, die vorübergingen, und die Veranlaſ-

ſung zu Deiner Frage gaben: Welcher geſcheute Mann giebt ſich dem Strudel häuslicher Sorgen hin, in dem er verſinken würde. Iſt er allein, ſo reichen ſeine Kräfte hin, ſich oben zu erhalten; er thut, was er thun kann, und Einnahme und Ausgabe bleibt berechnet. Aber wie iſt es möglich, in dieſer Zeit, ungewiß und wankend in allen Verhältniſſen, ſich zu feſſeln; und bei den großen Wünſchen des andern Geſchlechts ihre Befriedigung zu übernehmen. Jetzt, wo ein Shawl oft ſo viel koſtet, als man im halben Jahre einnimmt; und ein Kleid, ein Schleier die andre Hälfte.

„Das iſt ja fürchterlich!“ rief die T. im tragikomiſchen Tone aus. „Unſere armen Väter! ſie müſſen ſich alle auf den Bankerott gefaßt machen — ſie, die oft ſechs bis acht Töchter mit Shawl's, Schleier und Kleidern zu verſorgen haben; und dabei haben ſie vielleicht das Doppelte Eurer Einnahme. Ach, und wehe unſern armen bedaurungswürdigen Ehemännern, die oft nicht mehr haben als ihr

ſelbſt, und doch ſind ſie ſo ruhig dabei; ruhiger, ſchuldenfreier als ihr. Sie bedürfen ja nicht bald dieſes bald jenes Sorgenbrechers im Hauſe des neuen Caffetiers, oder des eleganten Italiäners; gehen nicht aus einem Theater ins andre; beſuchen Redouten, Konzerts, Kaſino, Loge, Klubbs; ſammeln Kupferſtiche und Bücher; kaufen theure Inſtrumente, halten Reitpferde, Kapriolets u. d. g. m. Wirklich, Du haſt recht! jedes Auge hat ſein eignes Glas!"

„Wir Mütter brauchen ein helles, ungetrübtes," ſprach die K., und reichte der T. die Hand; „es thut Noth. In unſern Händen liegt das Glück der Zukunft; von der Gegenwart wollen wir lernen, jene zu ſichern, indem wir die Einfachheit der Großeltern, ſo viel als möglich iſt, in unſre Familien zurückführen; und mehr noch den Sinn für das Höhere, Beſſere wecken und leiten. Dies allein iſt Schutzwehr gegen das Uebel unſrer Zeit."

„Schwer wird es ſeyn!“ ſeufzte die L., „nicht mit ſondern gegen den Strom zu ſchwimmen. Tauſend Hinderniſſe, das fühle ich, ſind um und in uns, die erſt die Ausführung ganz zeigt. Aber hier meine Hand, ich will Eure Schülerin ſeyn! Wer das Ziel beſtändig im Auge behält, dem wird es den ſinkenden Muth erheben.“

„So recht!“ rief F. mit frohen Blicke. „Ein herrlicher Bund für Menſchenwohl. Unſer T. wird ihn ſegnen, wie wir alle. Sie nicht auch, lieber R.? In der Kraft zu wollen, liegt etwas Großes.“

Gerührt ergriff der junge Mann ſeine und der Schweſter Hand. „Nimm meine Bewunderung, Emilie! Auch mein Auge wird heller werden durch ſolche Anſichten. O, warum ſind wahre Menſchen ſo ſelten! ſie wirken wie Götter in ihrem Kreiſe. Der Keim für das Beſſere liegt in jeder Menſchenbruſt, aber ſelten wird er entwickelt. Ein Menſch, der hoch ſteht, richtet viele auf — durch fremde Kraft wächſt die unſrige.“

„Vertrauen, edle Offenheit, Mittheilung über wichtige Gegenſtände, dies iſt, was Menſchen daurend vereinigt," ſprach N. „In der Annäherung der Gemüther lernt der Menſch ſich und Andre erkennen; ohne dieſe ſtehen oft Geſchwiſter fremd neben einander, oft ſogar der Gatte der Gattin, der Freund dem Freunde. Ein glücklicher Zufall hat uns einander zugeführt, und wo einmal das Beſſere, das man zu zeigen ſich ſo oft ſchämt, durchbrach, da iſt wahre Freundſchaft, herrlicher Verein für immer. Mein ganzes häusliches, ehliches Glück habe ich dadurch gefunden. Mein Beiſpiel hat auf Ihr Geſpräch ſo viel Bezug, daß ich Ihnen meine frühere Geſchichte mittheilen muß."

„Ich lernte meine Frau in einem Konzerte kennen, wo ſie das Erſtemal als vorzügliche Klavier-Spielerin auftrat. Unter mehreren Damen des muſikaliſchen Inſtituts, das ſich zu dieſen Konzerten vereinigt hatte, war ſie eine der glänzendſten. Ihr Spiel berührte mein Gemüth, es war etwas Anderes, als was

Andre gaben, und die Grazie der Beſcheidenheit, die dieſe glänzende Umgebung dennoch ſichtbar beſchützte, zog mich unwiderſtehlich zu ihr. Die Art, wie ſie den Beifall annahm, und auf alle leere Schmeicheleien, und das Lob einiger älteren Kenner antwortete, erfüllte mich mit Achtung. Ich kannte eine ihrer Bekannten, die neben ihr ſaß, und konnte, durch ein Geſpräch mit dieſer, zugleich das mit ihr anknüpfen, das, ſo unbedeutend es blieb, mir doch zeigte, daß ſie Geiſt habe. Ich verſäumte nun keines dieſer Konzerte, da ich ſie immer dort fand; und ſo lieb mir die Muſik auch war, ſo hoffte ich dennoch nur auf die Pauſe, um die ihrer Stimme zu hören. Ich hatte auch die Bekanntſchaft mit ihrer ältern Freundin feſter geknüpft, beſuchte ſie öfters, um, wenn der Winter und mit ihm die Konzerte vorüber wären, ſie in dieſem Hauſe zu ſehen. Dies glückte nach Wunſch; es verging keine Woche, wo ich ſie nicht dort in Geſellſchaft ſah, deren Seele ſie war. Der Sommer verſchwand höchſt angenehm, der Herbſt

nahte, ich fühlte, wie unentbehrlich mir dieſe Unterhaltung, wie befriedigend ihre Geſellſchaft war, und nicht zufrieden, ſie dort zu ſehen, ſuchte ich auch Aufnahme in dem Hauſe unſrer K., bei der ſie öfters war; es glückte mir zuletzt, ſie, wenn auch ſelten, doch in einer ungezwungnern Umgebung zu ſehen."

„Einer meiner Freunde hatte mich beobachtet. Als ich einmal in der beſten Laune (ich hatte eben die mir ſo theure Lucie nach Hauſe gebracht) zu ihm kam, fragte er, nachdem ich ihm dies geſagt hatte: Sag mir, was ſoll daraus werden? willſt Du ſie heirathen?"

„Ich fiel wie aus den Wolken, daran hatte ich nicht gedacht. Noch hatte ich mir nicht geſtanden, daß ich ſie liebe."

Auffallend iſt es allen Bekannten, wie Du Dich zu ihr drängſt, Deine Unruhe, wenn jemand ſie lebhaft unterhält. Deine öftere Begleitung, und mehr noch als alles, Dein Blick, wenn er auf ihr ruht — daß Du ihr nicht gleichgültig biſt, iſt auch kein Räthſel

mehr. Man redet von Euch, und ich wundre mich darüber, daß Dich meine Frage überraſcht. Haſt Du keine ernſten Abſichten, ſo begreife ich Dich nicht; denn Du haſt doch nicht die allgemeinen Grundſätze, und ſchadeſt, eben weil dies bekannt iſt, dem gefeierten Mädchen.“

„Ich verſtummte. Tauſend Gefühle wogten in meinem Gemüthe. Tief blickte ich in mein Herz, und fand, daß es Schmerz und Liebe theilten. Mein Freund hatte mir die Augen über meine Lage geöffnet; ich ſah, daß ich gegen meinen Grundſatz einer Liebe mich hingab, die ohne Hoffnung war. War ich wohl in einer Lage, dieſem Mädchen, die mir in der glänzenden Erſcheinung jetzt vorſchwebte, meine Hand bieten zu können? Ohne Vermögen mit einer Einnahme, von der ich nichts zurück legte, da ich doch allein war. Und ich, der ſie nicht glücklich machen konnte, ſchade ihr durch meine Annäherung. Ein bitteres Gefühl des Stolzes hob mich über den Schmerz der Empfindung. Ich beſchloß den

ernſten Kampf gegen mein Herz, und fühlte, ich müßte ſiegen. Flucht iſt das leichteſte Mittel, aber meine Verhältniſſe, mein Amt hielten mich gefeſſelt an den Ort. Ich mußte ſie ſehen; denn wie auffallend wäre es geweſen jetzt ihre Gegenwart zu vermeiden, in jenen Geſellſchaften nicht zu erſcheinen, wo man es gewohnt war, mich zu ſehen. Aber beſchloſſen war es feſt, ich wollte mich zurück ziehen, gänzlich losreißen."

„Auf einen Wink, den jetzt die K. von der N. erhielt, entfernte ſie ſich mit dieſer."

„Einſt," fuhr N. fort, „(Monate waren entflohen, und ich lebte unmuthig, doch mit mir ſelbſt zufrieden bei der Ausführung meines Entſchluſſes —) waren einige Freunde bei unſerer K. verſammelt, auch Lucie und ich. Der Winterabend gab etwas Trauliches, und die heitre Laune unſrer edlen Wirthin entfernte die fremde Spannung, in der ich war, und gab der freundlichern menſchlichen Mittheilung mehr Raum. Jetzt trat der alte B. ins Zimmer, und nachdem er die erfror-

nen Hände ein wenig gerieben hatte, trat er mit wichtiger Miene den Damen näher, und ſagte viel bedeutend: Eine Neuigkeit, meine ſchönen Damen! alle hoben die Köpfchen erwartend in die Höhe: eine Heirath! Nun ſo reden Sie! riefen alle. Die tollſte Geſchichte wird dies geben! lachte er; da heirathen ſich ein paar Menſchen, die von der Luft leben wollen; die Mamſell A. und Herr T., er ohne Amt, ſie ohne Vermögen — ziehen nach Erlendorf und werden Bauern. Nun da heißts, wie das Sprichwort ſagt — —"

„Ein Blick unſrer K., der den alten Hageſtolzen traf, ließ ihn nicht vollenden: — Dieſe beiden Leute liebten ſich lange, ſagte ſie, ich kenne das fleißige Mädchen, den höchſt einfachen Mann; er war Officier, lernte Entbehren durch ſeinen Stand, und ſpäter durch die traurigen Verhältniſſe. Er hat Freunde, viel Hoffnung zur Anſtellung, und bis dahin eine kleine Penſion. Außerdem zwei treue Herzen, und vier fleißige Hände; Herr Kam-

merrath, ſie werden auch Brot erwerben; und dies würzt freilich die Landluft.“

„Lucie hatte bisher geſchwiegen, jetzt flog eine lebhafte Röthe über ihr Geſicht. Zu bewundern ſind dieſe Menſchen, ſagte ſie; ſie zeigen eine hohe menſchliche Kraft; in ihnen wirkt ein Geiſt der Vorzeit, der jetzt überall ſchläft. Jetzt denkt man immer nur an mehr haben, und die Liebe iſt ein ſchwächliches, verwöhntes eitles Mädchen, keine ſorgende einfache Jungfrau, die weder Dornen ſchrekken, noch Arbeit befremdet. Dieſe Menſchen werden glücklich ſeyn, wie unſre Voreltern, ſie fühlen ſich ſtark unter den Schwachen. Verdanken ſich alles, nichts dem Zufall, und unverwöhnt wird ihnen Entbehrung nichts koſten. Wenig bedarf der Menſch des Irdiſchen, aber ein treues Herz, das macht jede Gabe werth; und wenn Vertrauen den Biſſen theilt, ſo wird er geſegnet.“

„Alle ſahen auf ſie, ihr Ton bebte, ihre Wange glühte immer höher, und ich ſah, daß eine Thräne in ihrem Auge zitterte. Mein

Herz war in einem Aufruhr, ſagen konnte ich nichts, aber mein Blick mußte mich verrathen; ſie ſenkte beſchämt den ihren, und ſchien unzufrieden, daß ſie ſich durch ihr Gefühl habe hinreißen laſſen. Jetzt, da die Kinder im Nebenzimmer eben lauter wurden, ging ſie zu ihnen, um ſich zu faſſen.“

„Iſt dies die Klavier-Spielerin, die glänzende Lucie, die Gefeierte der Geſellſchaft? fragte ich mich unaufhörlich.“

„Das iſt eine Erz-Schwärmerin! ſagte der Kammerrath, und bewegte die Hand wie zum Kreuzſchlagen nach der Gegend, wo ſie verſchwand.“

„Ein ſehr edles Mädchen, nahm die K. das Wort. Sie hat zu viel Empfindung, um ſie immer unterdrücken zu können; läßt ſich zuweilen hinreißen von ihrer Begeiſtrung für das Höhere, Wahre, Seltne in der Menſchenbruſt. Schwärmerei heißt Uebertreibung, nicht das, was ſich in der Wirklichkeit beſtätigt. Sie kennen ſie nicht, wie ich in ihrem eignen Hauſe, und nur dort iſt ein nicht ein-

ſeitig gebildetes Mädchen richtig zu beurtheilen.“

„Die Geſellſchaft ging bald nachher auseinander. Ich trat in die Kinderſtube, wo Lucie noch mit den Kindern ſpielte; ein wahres Kind, angeſchmiegt an die reine Heiterkeit — war von jener Rührung nichts als eine Bläſſe des Geſichts geblieben. Ich bat ſie, nach Hauſe begleiten zu dürfen, ſie nahm es an, aber ein unwillkührlicher Zug verrieth mir, es ſey ihr nicht angenehm.“

„Mein Herz war voll zum Zerſpringen, ich mußte es erleichtern. Als wir allein waren ſagte ich ihr, wie ſehr mich ihre Anſicht überraſcht habe. Es ſey mir räthſelhaft, wie ſie etwas bewundern könne, was einer Unbeſonnenheit ſehr ähnlich ſähe. Ich leugnete nicht, daß ihr Aeußeres, ihre Erſcheinung in der Geſellſchaft mir eine ganz entgegengeſetzte Meinung von ihren Anſichten gegeben habe, als daß ſie ein ſolches Loos, wie das jener Menſchen, als ein glückliches preiſen könne.“

„Sie kennen mich nur oberflächlich, erwiederte ſie. Der innre Menſch zeigt ſich nur in Thaten, und wir Mädchen dürfen keine ſelbſtſtändigen zeigen. Die Rückſicht auf Andre iſt uns Geſetz. Der Schein umhüllt uns; und von dieſem Schein gab Ihnen der Zufall die Schattenſeite; gewöhnlich iſt dieſes die glänzende für die Geſellſchaft. In meinem väterlichen Hauſe konnten Sie mich nie beobachten, und ſelbſt dort iſt meine Hand gefeſſelt, nicht meine Anſicht. Einfachheit und Arbeitſamkeit, die erſten Bedingungen der Häuslichkeit, ſcheinen mir zu nothwendig dort, um ſie außer dieſem Kreiſe zu entfernen. Was der Menſch in dem Geſellſchaftskreiſe ſeyn kann durch Talente und Wahl äußrer Dinge, ſoll er ſeyn; dies iſt die Anſicht meiner Familie. Lange hatte man ſie mir vergebens aufgedrungen; alle Bekannte mich wegen meiner Eingezogenheit getadelt — die Geſellſchaft ekelte mich an, ich war nicht dafür geboren, aber wo war das Beſſere?! Ich hörte nur Vorwürfe des Eigenſinnes, der

Sonderbarkeit. Nirgends fand ich Einklang in meine Ideen; ſtand überall allein, und gab endlich nach. Alles ſeyn können, nur das Beſte ſeyn wollen (das ſagte mein Genius) ſey das Ziel der gebildeten Weiblichkeit. Doch wollte ich alles ſeyn, durch mich ſelbſt, auch in der äußern Erſcheinung. Da die Eltern ſich freuten, uns geſchmückt zu ſehen, ſo lehnte ich dieſe Ausgaben für mich ab und erfüllte durch meinen Fleiß heimlich ihren Wunſch. Aber ich finde durch Ihre Bemerkungen, daß ich in dem, worin ich mich Andern überließ, und der Mode mich hingab, etwas Fremdes annahm, das nicht übereinſtimmt mit dem, was ich eigentlich bin, in dem ſtillen Leben der Häuslichkeit. Ich begreife es, daß, wer jene äußre Glanzſeite beurtheilte, nicht die Harmonie findet, die im Gemüth wohnt. — Ich fühle dieſen Frieden in mir ſelbſt, und war getäuſcht über das Andere, es hat mich entſtellt, denn es konnte ein Urtheil veranlaſſen, das ich nicht verdiene — da, wo ich nur Kraft fühle, zeigt

es Schwäche des Zeitalters, die ich verachte, der ich mich innig ſchämen würde. Ich vermag Ihnen dies zu ſagen, denn ich fühle, daß ich mich nur durch Offenheit rechtfertigen kann; ſonſt erſchien ich durch meine letzte übereilte Aeußerung zweiſeitig; und ich büße ungern Ihre Achtung ein.“

„Wir waren jetzt an der Hausthür. Ich dankte für ihr Vertrauen, das mir viel gegeben habe, mit einem Druck der Hand, der mehr ſagte, als meine bebenden Worte. Schnell ſchlüpfte ſie in die eben geöffnete Thüre.“

„Neue Ideen drehten ſich im Kreiſe meiner Gedanken, ich wußte kaum, wo ich war. Dieſe Freiheit des Geiſtes mit dem kindlichen Gemüthe befreite mich von tauſend eingebildeten Rückſichten. Ich ſah Möglichkeit, wo vorher keine war. Bin ich frei von den Schwächen des Zeitgeiſtes, deren Schein ſie trägt? Habe ich nicht die Praxis meines Vaters größtentheils, mit der er ſeine Familie anſtändig erhielt? Freilich andre Zeiten!

aber die wahren Bedürfniſſe ſtiegen nicht bis auf das Doppelte. Brauche ich auch, was ich verzehre? Daß das Reitpferd entbehrlich ſey, da ich Stadt- nicht Land-Phyſikus war, fiel mir jetzt ein. Daß ich eine Wohnung hatte, die größer war, als die, worin meine Eltern ihre ſechs Kinder erzogen, ſprang mir bei ihrem Anblick in die Augen, und daß meine neuen Möbeln mich keine Minute das Alleinſeyn vergeſſen machen würden. Ueberall fiel mir in meinem Zimmer etwas Ueberflüſſiges ein, von dem feinern Tuch meines Kleides an, und den faulen Jokei, der es mir abnahm, bis auf die vielen Pfeifenköpfe und Bücher. Ganz anders ſah es in Deines Vaters Stube aus, ſprach ich zu mir ſelbſt; und ſchlug ſein Herz nicht froher unter dem gröbern Tuche, was er wählte, damit das Geld hinreichte, auch mich zu kleiden? Wie froh ſprang ich um ihn her, als ich den erſten Rock, den er ſo erſpart hatte, trug, und wie glänzten ſeine freundlich auf mich gerichteten Augen, die auf dem

kleinen Ebenbilde ruhten. Eine tiefe Sehnsucht nach jenen Zeiten und Freuden zitterte durch mein erweichtes Gemüth, und eine hohe Kraft beseelte mich.“

„Nachmittags ging ich zu der guten K. und fragte sie, ob sie mir wohl Gelegenheit verschaffen könne, in Luciens Hause bekannt zu werden, ich möchte sie gern auch von dieser Seite kennen lernen. Sie gab mir Luciens Arbeit, die sie bei ihr am vorigen Abend vergessen hatte, und ein Buch, was sie ihr versprochen habe; und ich betrat dies Haus mit klopfendem Herzen. Ganz anders hatte ich mir es vorgestellt. Ich glaubte dort Eleganz zu finden, aber ich fand die größte Einfachheit, und wo irgend eine Ausschmükkung angebracht war, schimmerte Luciens Hand durch, die dies ohne Aufwand ordnete. Die Möblen waren alt von der Mutter Zeit, und überall sprach der Geist jener Zeit mich an. Blumen sah ich überall, und halb vollendete Arbeit. Sie selbst war nicht da, aber ein Stück schwarzes Brod und ein frisch ange-

bißner Apfel lag auf dem Arbeitstiſch; des Vaters Schlafrock, an dem ein neuer Umſchlag angereiht war, daneben: Sie war entſchlüpft, dies verrieth ſich hier. Ich richtete meinen Auftrag an ihre Mutter, die ſich gern mit mir zu unterhalten ſchien, indem ſie über allgemeine Sachen viel ſprach. Schon dachte ich, ſie will ſich etwa erſt umkleiden, und kommt dann erſt. Das Klavier brachte unſer Geſpräch auf die Tochter. Ich bedauerte, ſie nicht geſehen zu haben; ſie ſchien unzufrieden mit ihr, und ſagte: außer frühern Anlagen zu einem eignen zu feſten Sinne und einer Sonderbarkeit in manchen Dingen, wäre ſie — die ich gelobt hatte — recht gut. Ich nahm nun meinen Hut, als ein lautes Geſchrei uns ans Fenſter zog. Ein Kind war gefallen und ſchrie, indem es einen Bierkrug hoch hielt, der unten am Boden beſchädigt war, aus welchem das Bier durch die Oeffnung lief. Eben wollte ich das Fenſter öffnen, als Lucie aus dem Hauſe kam, das Kind aufhob, den Schaden des Krugs beſah, und ſich ſchnell

damit entfernte. Ich war beſchämt von ihrem Anblick. Ein höchſt einfaches Hauskleid, eine weiße Schürze und Halstuch gaben ein Bild der einfachſten Reinlichkeit. Nur mir wollte ſie nicht begegnen, und ich errieth, daß ihre Aeußerungen ſie entfernt hielten; ich kannte ihr Zartgefühl. Jetzt kam ſie zurück, gab dem Kinde einen neuen vollen Krug, nachdem ſie den Staub von ſeinem Kleide abgeklopft hatte, und führte es bis an die Grenze ihres Hauſes. Hier, ſchnell von einem Gedanken ergriffen, blickte ſie, raſcher gehend, zu den Fenſtern, ſah mich, erröthete und verſchwand ins Haus. Die Mutter tadelte, da ich geſehen hatte, daß ſie zu Hauſe war, die Blödigkeit, die ihr zuweilen noch auf eine, wie ſie meinte, recht alberne Art von der Kindheit her anhinge, und bat mich, ein anderesmal meinen freundlichen Beſuch zu wiederholen.“

„Ich ging mehrmals zur Freundin K. und traf ſie nie dort. Sie kam nicht mehr dahin, und ich ſah, daß ich vermieden wurde. Ich

ſchaffte mein Reitpferd und den Jokei ab. Der neue Überrock koſtete die Hälfte des alten. Ich ſpeißte nur ein Gericht, und mein Zimmer bekam ein ganz andres Anſehen. Ich war ſtolz auf die Spöttereien meiner Bekannten, und fühlte mich unendlich wohl bei meiner größern Einfachheit und Einſchränkung."

„Einſt nach einem Spaziergang in der, jetzt ſich zum Frühling entwickelnden, Natur war ich heiter und muthig genug, Lucien aufzuſuchen. Ich wurde ins Gärtchen gewieſen; die Eltern waren ausgegangen. Ich fand Lucien, wie ſie ihre Blumenbeete umgrub. Ihr Kleid war halb aufgeſchlagen, um es zu ſchonen; und die Thätigkeit gab ihr einen Reiz, den ich noch nicht kannte. Etwas verlegen empfing ſie mich; doch im Freyen iſt auch jeder reine Geiſt frei von allen Feſſeln. Ich ſetzte mich zu ihr in die kleine Laube, und öffnete mit einfachen leiſe bebenden Worten mein Herz; ohne jene drückende Spannung konnte ich ihrer Vernunft, ihrem Gefühl, alles ſagen von jetzt und ehemals, und ihre Meinung,

ihren Rath erbitten. Sie verſtand, mich in allen zu würdigen; vermogte es bald, wie die Freundin zum Freunde zu reden, und ich ſah, daß es ihr noch leichter ſey, als ich glaubte, in alle Ideen einzugehen, die ich über die Zukunft einer beſchrankten Lage äußerte; was ich gedacht hatte, war längſt auch ihr eigen."

„Sonderling zu ſeyn, ſagte ſie mir mild erröthend, verzeiht das Publikum nie dem einzelnen Mädchen; ſie muß, ſo lang ſie von andern abhängt, die äußern Anſichten theilen, und die ihrigen dieſen unterordnen. Es gehört ſchon viel Stärke dazu, ſich in der innern Freiheit zu erhalten. Sie vergißt ihre Beſtimmung, ſich Andern anzuſchmiegen und nachzugeben, wenn ſie allein ſich auszeichnet; beſchämt oder beleidigt Andre. Hat ſie aber eine Stütze, ſo iſt das ihr Stolz; was ſie mehr iſt, geht auf des Mannes Rechnung und ſie hat niemand als ihre perſönliche Pflicht. Bringt die Liebe ein ſolches Opfer, ohne Pflicht als Stütze dabei zu haben, ſo iſt es eines der größten, denn es läßt dem Tadel unbegränz-

ten Raum, und bringt die ganze Exiſtenz zum Opfer, was nie der Mann kann; ſeine Perſon ſichert immer die angeborne Freiheit.“

„Wir machten einen Plan, uns jene Freiheit gegen den Einfluß des Luxus zu erhalten; und das, was jeder ihres Geſchlechtes ſchwer würde, aufzugeben, waren ihr die leichteſten Dinge. Die heitre, fröhliche Art, wie ſie ohne pralendes Aufſehen alles einfacher ordnete, machte, daß mir noch manches als entbehrlich, als unnöthig, erſchien, was ſie für mich beizubehalten wünſchte für die Zukunft. Unſre edle K. fand den Plan treflich, ging ſogleich in ihn ein, und verband ſich mit uns, da ihr Mann, wie alle Männer, darin klarer ſehen und den Geiſt der Zeit anklagen.“

„So wurde ſich von aller öffentlichen Geſelligkeit zurückgezogen, nach Art der Groß-Eltern die Einrichtung gemacht, und, ohne menſchenfeindlich zu ſeyn, jedem Umgang entſagt, der den gewöhnlichen Luxus erforderte. Dagegen entſtanden dieſe freundlichen Abendzuſammenkünfte, wo bei einer Schüſ-

ſel Heiterkeit und wahrer geſelliger Genuß herrſcht. Wir wiſſen nichts von Thee- und Kaffeegeſellſchaften, aber wir gewannen nur dabei. Jedes ſchöne Wäldchen iſt unſer Geſellſchaftsſaal, jede herrliche Ausſicht mehr als Theater, und jeder Raſen deckt ſich uns zur Tafel, wo Milch, Brod und Obſt uns köſtlicher ſättigen, als die Leckereien des Konditors. Ohne der Mode trotz zu bieten und ihr Gegentheil öffentlich zu behaupten, wählen wir nur die einfachſten und zweckmäßigſten; gern leben wir entfernter von andern Ideen, doch darum mit denen, die ſie haben, in freundlichen Frieden, und haben uns durch ein beſtimmtes Geſetz nur darin beſchränkt, wo der thörigte Luxus jetzt überall in Verſchwendung ausartet."

„Unſre K. erzieht ihre Kinder nach dieſem Plane. Nicht nur, daß ſie die einfachſten Nahrungsmittel bekommen und nur Kleidung, keinen Putz; dieſes würde nur Elternwille für die Jahre der Abhängigkeit beſtimmen können. Sie zeigt ihnen, wie

sie nur dadurch ihre geistige Freiheit, das Glück jeder Zukunft bewahren können. Weckt ihren Sinn für das Höhere des Lebens, belehrt sie durch die Geschichte und die Beispiele der seltnen Alten, ja der Völker selbst, worin wahre Größe, wahres Glück besteht, und streut so den Saamen für die Zukunft. Auch Sie, edle Frau, wollen dem Beispiele folgen?"

„Es kommt oft nur auf den Entschluß einiger Menschen an, die Sinn dafür haben," sagte F., „und die Kraft wirkt auch in Andern. Nur ein Anfang und Festigkeit in der Ausführung und der Schwürigkeiten werden immer weniger. Ein freundliches mildes Gewand um die Tugend, kein Zeremonienkleid, und man drängt sich ihr anzuschmiegen."

„O machen Sie bald Proselytinnen," rief M., „und ich lasse mich auch aufnehmen in die Brüderschaft der gebildeten freundlichen einfachen Sitte der Väter."

„In jungen Gemüthern klingt bei der leisesten Berührung das Bessere an, vorzüglich

in den weiblichen; aber die leichte Beweglichkeit ihrer Organisation muß durch den festen männlichen Willen unterstützt werden, um auszudauern. Bereiten Sie sich dazu vor, zu uns überzugehen, und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden Proselytinnen machen."

„Wir haben mehrere Paare aufgenommen und wieder verloren," sagte N. „Wo nur der Augenblick und seine Bedürfnisse bestimmten, da ist keine Ausdauer möglich. Aus der innersten Ueberzeugung muß der Entschluß kommen, nicht vom Reiz der Neuheit gelockt. Der junge B. und seine Frau drängten sich eifrig in unsern Kreis, sie fühlten Uebereinstimmung mit unsrer Einrichtung und ihrer Einnahme, doch ahnete ich gleich in der zuweilen geäußerten Sehnsucht nach diesem und jenem, was das eigentliche Wohlseyn nicht erhöhen konnte, daß, so bald die Einnahme verbessert würde, jene Uebereinstimmung mit unsrer Ansicht in ein Nichts zurück ginge. Früher, als ich dachte, geschah es. Leidenschaftliche Jugendliebe hatte

den Mann, der als einer der luſtigſten jungen Leute bekannt war, zu dieſer Verbindung bewogen, beſſer wäre es, er habe ſie nicht geſchloſſen, da er ſeinen Sinn für öffentliche Luſtbarkeiten nicht änderte. Beide hatten kein Vermögen. Nach wenigen Monden konnte er die vorige Lebensart nicht vergeſſen, nur die Neuheit hatte ſeinem neuen Verhältniſſe und unſerm Kreiſe Reiz verliehen. Es kamen welche von ſeinen Bekannten zu ihm; bald war hier, bald dort etwas zu koſten, etwas zu hören, zu ſehen. Man erlaubte ſich Ausnahmen von der eingeführten ſtrengen Regel. Jetzt werden Thee's gegeben, die die Einnahme des ganzen Monats zur Hälfte wegnehmen; und die Kargheit, mit der die junge Frau die Mahlzeiten außer dieſen, und alles Uebrige beſtreitet, kann die Schulden dennoch nicht vermeiden. Sie thut mir ſehr leid, wenn es ihr auch an Kraft gebricht, die dem Manne ziemt, der aber noch ſchwächer iſt, als ſie."

Eben kamen die beiden Frauen zurück. Die K. trug zu dem Braten Obſt und Salat. Lucie den Nachtiſch, ſchön glänzende Aepfel und goldne Birnen. Die Kinder aus dem Nebenzimmer umringten fröhlich den untern Theil des Tiſches — Bilder der Geſundheit und des Frohſinns. Die Aelteren erzählten halb leiſe der Mutter von den eben beendigten Arbeiten. Höchſt einfach in ein dunkles dauerhaftes Zeug gekleidet, welches die blendende Weiße der Wäſche allein erhob. Für jeden Fleck war eine Entbehrung des Obſtes zu dem Veſperbrod beſtimmt. Jedes von den Aelteſten bekam ein gewiſſes Jahrgeld, berechnet für die Kleidung, dieſe Rechnung beſorgten ſie unter der Aufſicht der Mutter ſelbſt, ſo wie den Einkauf. Was ſie durch Schonen der Kleider erſparten, durften ſie für ein nützliches Spielzeug, nach ihrer Willkühr, ausgeben.

„Die Pathin meiner Lilli hatte ihr ein Kleid mit Spitzen geſchenkt, ſie ſoll es aber nun nicht tragen," ſagte die T., mit heiterm

Blick, die Kinder überschauend, „diese Kleidung bestimme ich auch ihr; wie viel besser ists so!“

„Ein Feierkleid,“ erwiederte die K., „haben diese auch, die Entbehrung von diesen würde ihnen weh thun in Vergleichung mit ihren Bekannten, auch erhöht jede Auszeichnung den Tag einer Feier; aber Dauer, Einfachheit, und ihr eigner Wunsch bestimmen dies. Ihrer Freiheit wird, ist der Sinn geweckt, geleitet, immer weniger Einschränkung; um so eher wird er Festigkeit erlangen das Bessere zu wählen.“

„Kosten wird es den Kindern gewiß weniger, später manche Thorheit, uns schon zur Gewohnheit geworden, zu verschmähen, als uns, ihr jetzt zu entsagen,“ meinte die L.

„Gewiß, liebe Freundin,“ nahm K. das Wort. „Ich kann Ihnen versichern, mir hat es Mühe gekostet, den Kaffee, der früherhin so theuer war, damals abzuschaffen, auch wegen des Beispiels, das ich so gern

den Kindern gebe. Meine Frau ließ erſt den Zucker und jetzt meinte ſie, habe er einen ſo andern für ſie unangenehmen Geſchmack, daß ſie, ohne etwas zu entbehren, gar keinen mehr trank; aber ich leugne nicht, es fehlte mir immer etwas um die Stunde. Ich verſuchte Suppen zu eſſen, doch am beſten fand ich halb Waſſer, halb Milch.

„Alſo auch keinen Thee?“ fragte R.

„Nie, dieſer, wie jener, iſt verwieſen, nur bei Unpäßlichkeit wird er getrunken. Nie wird er Freunden unſres Kreiſes vorgeſetzt, nur Fremden. Freunde wiſſen, daß er verwieſen iſt, es gibt ja andre Erfriſchungen; fehlt Obſt, ſo gibts Kuchen, Butterbrod; und die Gewohnheit, immer, ſelbſt bei kürzeren Beſuchen, etwas vorzuſetzen, erſchwert die Geſelligkeit. Dagegen iſt es wahrer Genuß, die eine Schüſſel, die doch auf den Tiſch kommt, mit einem Freunde zu verzehren. Wir haben einen Tag in der Woche dazu beſtimmt, mit mehreren zuſammen zu eſſen, und nur an dieſem erhöht der Saft

der Traube die einfache Mahlzeit, ſonſt kömmt nie Wein auf unſern Tiſch.“

Die neuen Freunde ſchienen erſtaunt.

„Für das Alter wird die Stärkung aufgeſpart, ſo war der Väter Ausſpruch. Mein Großvater trank an ſeinem 30ſten Geburtstage zum erſtenmale bei der Mahlzeit Wein, in Geſellſchaft, und an ſeinem 71ſten war er entzückt über den neuen Geſchmack des Punſches. Folgt mir, Kinder, ſagte er, ſpart Euch ſolche Freuden für die Zeit, wo ſo manche andre verſchwanden, ſelbſt am Rand des Grabes trinke ich fröhlich die Neige des Freudenbechers, den mir Gott bietet. Hättet ihr den Greis geſehen, die friſche Blüthe ſeiner Wangen beſchämte manchen Jüngling.“

„Der Großvater!“ rief N.

„Und alle Enkel die ihm gleichen!“ ſagte ſeine Gattin und ſtieß an. Alle ſtimmten laut und fröhlich ein.

„Wie geht es aber jetzt mit Ihrem Klavier?“ fragte die L. nach einer Pauſe die N.

„Noch immer gibt es Erholung nach der Arbeit," erwiederte ſie. „Nie war ich als Kind heitrer, froher, als wenn ſich die Mutter nach Wochen, in welchen Geſchäfte es unmöglich gemacht hatten, endlich ans Klavier ſetzte, und die Dämmerſtunde zur angenehmſten machte; da ſammelte ſich der kleine Haufen dicht um ſie, und horchte oder tanzte dazu. Auch mir iſt die Dämmerſtunde, auch wohl die ſpätre Abendſtunde, noch immer der Muſik geweiht; ſo war es immer in unſrer Familie. Froh erinnre ich mich noch der Großmutter. Auch darin können wir den Großmüttern folgen. Bey ihnen war alles, was ſie gelernt hatten, nicht bloß Schaugericht der Jugend für die Eitelkeit berechnet, nein! nährende Hausmannskoſt. Nicht der Beifall der Menge beim Vortrag in Konzerten und großen Verſammlungen, nein, um des Hauſes Freude zu mehren, lernten ſie mit einfacher Art kunſtloſe Lieder und Tänze vortragen, ohne wie jetzt täglich mehrere Stunden der Kunſt weihend; und in den erſten Jah-

ren dann, im Bewußtſeyn, weniger gut zu ſpielen, als Frauen, wo eben die Nutzanwendung folgen ſollte, gar nicht mehr zu ſpielen. Meine Großmutter im Silberhaar ſpielte ihre Chorale, ihr God save the King, und: Wie groß iſt des allmächt'gen Güte, mit beſcheidner Weiſe, und wie oft habe ich geſehen, wie hell dann des Großvaters Augen wurden, wenn ſie anfing, indeß er im Zimmer auf- und niedergehend mit erhöhtem Wohlſeyn ſtärkere Züge aus der Abendpfeife that, und die Wölkchen mir lächelnd ins Geſicht blies; oft auch ſie weglegend mit der immer noch ſchönen Stimme leiſe einfiel. Was mir bei der Muſik das Liebſte iſt, begleitet bis ans Grab. Die Kunſt fordert Uebung, die beſchäftigte Hausfrau und Mutter hat ſelten Zeit dazu; aber die einfachen Töne ſprechen noch an in der Bruſt, wo alle Leidenſchaften und Eitelkeiten langſt ſchlafen gingen; doch der Sinn, den dieſe berühren, er wird leben in der Seele, die zur Harmonie geſchaffen iſt."

„Aber bei Ihrer Liebe für die Muſik, beſuchen Sie nicht die oft ſo ſchönen Konzerte?“

„Zuweilen! es iſt der Ort, wo ich vergeſſen kann, daß er öffentlich genannt wird. Ich bin dann in mir allein, und oft habe ich dort hohen Genuß empfunden. Daß ich einſt dort eine glänzende Erſcheinung genannt werden konnte,“ ſetzte ſie erröthend hinzu, „ſuche ich dadurch vergeſſen zu machen, daß ich jetzt die Einfachſte bin. Der Kunſt lebte ich als Mädchen aus einem Grunde. Eine erfahrne Freundin ſagte mir einſt: Die Kunſt ſey der Stab, der es allein dem Weibe möglich mache, allein zu ſtehen — der einzige Erſatz für häusliche Freuden, die nicht jeder zu Theil würden. Beſchäftigung für Geiſt und Herz, gäbe ſie Kraft von oben, ſey ein Amulet gegen die Leidenſchaft, und, würde ſie ernſt gepflegt, auch Brod. Nur zur Muſik hatte ich Gelegenheit, nur ſie bot mir meine Lage; überdieß hatte ich keine andern Zeit und Geld raubenden Lehrſtunden. Ich trieb die Kunſt mit Eifer,

fand Troſt in ihr, Erhebung, da ſie aber nicht jene Freiheit der Exiſtenz ſichert, ſo ergriff ich die Nadel dabei; und wenn mich die ſpäte Abendſtunde über das irdiſche Gewühl erhob, über mich ſelbſt und kleine Sorgen, ſo bot die frühſte Morgenſtunde ihren Erwerb, mit ihr die heitre Freiheit, meine Bedürfniſſe zu beſtreiten, ohne häusliche Pflichten zu vernachläſſigen. Den Frieden, den wir ſo uns zu eigen machen, raubt kein Schickſal — ſelbſt die Liebe, die unglücklichſte, kann ihn erſchüttern, aber nicht zerſtören. Ohne jenes heiligende Bewußtſeyn wäre mir jenes Zutrauen, jene Freiheit nie geworden, auszuſprechen, was ich für das Beſſere hielt, ohne Rückſicht, geweiht durch mich ſelbſt. Die Liebe wußte dies zu ehren. Mein Vater ahnete, aber nie erfuhr er beſtimmt, was mich beſchäftigte. Eine Bitte kann da feſſeln, aber die Fertigkeit bleibt geübt. Alles kann uns ja der Zufall rauben, doch nicht ein treues Herz und eine fleißige Hand!“

„Dieſe Anſicht der Kunſt,“ ſagte F. ſehr mild, „theilten die Großmütter nicht; damals bot dieſe dem Weibe keinen Schutz.“

„Wohl aber Stifter und Klöſter! Die höchſte Poeſie, die der Religion, weihte ſich hier dem Himmel, nachdem alle irdiſchen Sorgen abgenommen waren. Jetzt aber hören dieſe Wohlthaten für das durch Geſetze und Vorurtheile gedrückte Geſchlecht auf. Keine religiöſe Ehrfurcht weiht eine Beſtimmung, die nicht die gewöhnliche iſt. Darum muß es nun die Kunſt; die Jungfrau, die es verſchmäht, ohne Achtung, ohne Liebe ſich einer Verſorgung hinzugeben, findet Schutz im Heiligthum der eignen reinen Bruſt, weiht ſich durch höhere Anſicht, wo es keine Gelübde mehr können.“

Nach einer Pauſe ſagte F.: „Sie eröffnen mir eine neue Anſicht des reichen weiblichen Gemüthes. Seit dem Tode meiner Frau hielt mich nur eine Rückſicht von einer zweiten Verbindung zurück, da ich durch Erfahrung weiß, wie ſie allein das häusliche Glück vollendet, die

nämlich: daß ich meiner Witwe nichts hinterlaſſen würde, da ich doch in Jahren bin, wo dies Loos ihr bevorſtände.“

„Dies ſollte nie einen Mann von Ihren Vorzügen abhalten. Ihr Name allein iſt eine große Erbſchaft. Ich erinnre mich mit Freuden an eine Aeußerung einer Jugendfreundin, die ich vor einigen Wochen als Witwe bei einer meiner Bekannten ſah. Ihr Schmerz veranlaßte jene zu ſagen: Hätten Sie doch lieber den ſchwächlichen Mann nicht geheirathet! Rechnen Sie denn, erwiederte ſie, die zwei Jahre für nichts, in denen ich ſo glücklich war? Sollte ich noch jetzt unter allen Männern wählen — nur ihn, nur ihn! Ein langes Leben ohne Sorge und Schmerz würde ich nie dieſen Jahren, und den Leiden des Verluſtes vorziehen. Wäre mir auch nichts davon geblieben, als der Name, doch ich bin viel reicher, (ſie drückte den einjährigen Knaben an ihr Herz,) mir blieb ja ſein Ebenbild. Wer iſt nun reicher in der Armuth des Verluſtes. Er hinterließ mir ſeinen Namen, ich trage ihn

bis über das Grab hinaus, und ſeinen Sohn ein ewiges Band auch für Jenſeits.“

„Wählen Sie ein an Kenntniß reiches Mädchen, welches ſchon allein zu ſtehen gewohnt iſt. Dieſe weibliche Vollendung gibt unſre Zeit vielen. Sie rief die Thätigkeit hervor, dieſe ſchwankende Zeit, und wenn daraus wahre Ueberzeugung, was noth thut, für ein ſolches Gemüth hervor ging, ſo wird es geſichert ſeyn gegen jeden Wechſel. Nur dem kindiſchen Geiſte und Alter genügt es, verſorgt zu ſeyn wie ein verwöhntes Kind, das ſich füttern läßt, ohne kräftige Mitwirkung, ohne Begriff des Erwerbs, und darum in Sicherheit den des Mannes vergeutend. Dies hat immer in meinen Augen mein Geſchlecht erniedrigt. Auch hierin beſtimmte vielleicht das Beiſpiel der Großmutter meine Anſicht früh. Als die Frau eines Magiſters auf einer berühmten Univerſität wuſch und faltete ſie noch immer heimlich Chorröcke und Kragen, die damals Mode waren, wodurch ſie ſich als Tochter eines Mannes, der viele Kinder hatte, eine reiche Ausſtattung

ſelbſt erworben hatte. Als Frau bei der hinreichenden Einnahme des Mannes ſetzte ſie doch die gewohnte Beſchäftigung fort, um in vorkommender Noth immer ein Sümmchen bereit zu haben. Sie beſorgte die Küche, das ganze Hausweſen ſelbſt, hatte Koſtgänger (Schulknaben), außer den vielen eignen Kindern, die ſie treflich erzog. Ueberall waren ihre Kinder die einfachſten, aber die geſcheutеſten, da ſie ihre Erſparniſſe nie an ihre Kleider ſondern an ihre Lehrſtunden wandte, und dennoch manche kleine Summe zurück legte, die durch beſondern Segen größer und größer wurde, und noch ihren Kindern, die nie auf Vermögen rechneten, bei der Erziehung der ihrigen zu ſtatten kam. Dabei war die Rückſicht auf ihren Mann immer die erſte. Er erinnerte ſich noch immer gern, als ich als halberwachſne Enkelin bei ihnen war, wie er Stunden gab und ſie Kragen faltete; nun war er im größten Wohlſtande und einer der geehrteſten Profeſſoren, doch damals ſey er gar zu glücklich geweſen, da ſie beide ſichs ſo ſauer werden

ließen. Er hatte es nun sehr gern, wenn sie sich sehr gut kleidete, wenn auch er wieder seinen Stolz darin fand, daß Fremde den berühmten Mann im schlichtesten Kleide fanden. Daß er, der ein so großer heller Geist, ein so erfahrner Menschenkenner und vorurtheilsfreier Mann die Wahl der Kleidung seiner Frau für die Gesellschaft nicht unwichtig, ohne Aufmerksamkeit sah, drang mir früher den Wahn auf gegen meine Ideen. Ich glaubte, diese Ansicht sey allgemein, da auch meine Eltern sie theilten, und war so späterhin nicht immer gleichgültig bei der Wahl des Gesellschaftskleides, bis die Erfahrung, daß ich mir in den Augen des mir theuersten Mannes dadurch geschadet hatte, mich belehrte, daß bei einfachem Sinn das Einfachste auch darin das Beste sey. Dies war nicht bei den Großmüttern Regel, aber ihre theuern Kleider waren für die Dauer, und damals übte die Mode nicht, wie jetzt, ihr veränderliches Recht. Neben dem einen reichen Feierkleide waren die fürs Haus von dauerhafterm Zeuge, und höchst einfach für die Ar-

beitſamkeit berechnet. Wenn mich jenes irre führte, behielt ich aber auch dieſes bei. Wenn die Mädchen wüßten, wie ſie ſich ſchaden in den Augen beſſerer Männer, wenn ſie ihren einfachen häuslichen Sinn mit einer glänzenden modernen Hülle umgeben, dieſe Spielerei würde ihnen zuwider werden, und überall würde ſich die Kleidung von der Anſicht beſtimmen; und nie die Eitle im einfachen Gewande, die Einfache im ſchimmernden Putz glanzen und täuſchen. Nur der kindiſche Sinn des eitlen Mannes greift nach dem Rauſchgolde der Außenſeite — den Einſichtsvollen entfernt der Schein, weil er glaubt, hier auf dem Altar würde jedes Opfer angenommen; und die Beſſern haben alle den Grundſatz: Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir; und die Eitelkeit iſt der gefährlichſte Götze.“

„Ja, meine Freunde;“ ſprach N., indem er die Hand ſeiner Gattin innig gerührt an ſein Herz drückte. „Nie wäre uns ohne glückliche Mitwirkung von Zufälligkeiten das

hohe Glück, einander anzugehören, geworden, wenn wir nicht beide die Kraft gehabt hätten, vom gewöhnlichen Wege des eitlen Scheins abzugehen und einen einsamern, bessern der eignen Einsicht zu wählen. Manchen guten jungen Mann hält nur Furcht vor dem Uebel der Zeit ab, eine nicht für den Luxus hinreichende Einnahme der Geliebten anzubieten, die den Schein trägt, mehr zu bedürfen, als er zu bieten hat. Einfachheit in allen Bedürfnissen sichert allein das Glück beider Geschlechter, und zugleich die Unabhängigkeit von einer mehr oder weniger eingeschränkten Lage. Verbänden sich die Mütter dazu, diese Einfachheit zurückzuführen, von den Vätern unterstützt, ähnlicher würden die Urenkel unsern Großvätern, und ihre Kinder den deutschen Urvätern wieder seyn. Luxus und Weichlichkeit sind die Fesseln, die wir uns selbst anlegten; sie zu zerreißen, führt allein die Freiheit im Gefolge und schützt sie uns für jede Zukunft."

Die Wahl.

Eine orientaliſche Erzählung *).

Ben Haſſan ſtarb. Die Witwen hatten ihren Verſorger, die Waiſen ihren Vater verloren. Die Stillen im Lande trauerten, denn die Treue war untergegangen, und, der ihr Wort führte, war nicht mehr. Die Gerechtigkeit ſank, und die auf Recht hofften, zitterten, als Ben Haſſan ſtarb. „Der Vezier war ſterblich,“ ziſchelten die Höflinge einander zu, und das böſe Lächeln ſagte: „Deß ſind die Unſrigen froh!“ Aber die Guten wandten ihr Antlitz ab mit Trauern, wie der Landmann, wenn er die Hoffnung verwüſtet ſieht durch

*) Dieſe Erzählung erſchien vor acht Jahren im Morgenblatt.

Sturm und Hagel, und den Jammer nicht überſehen mag. Der Sultan ſchloß ſich in ſein Gemach; er hatte ſeinen größten Schatz (wie ihn ſein Vater einſt auf dem Sterbebette nannte) verloren, ihn, der ihn jeder Sorge entnahm, den er zu ſehen, zu lieben gewohnt war.

Doch die Trauer ermüdet die Kinder des Glücks. Als die ſchöne Kaphira in der Abendröthe, ihren Papagei ſtreichelnd, dem Sultan ſüßlächelnd vorſtellte, daß ihr Bruder Aſſad dieſelben Verdienſte wie Ben Haſſan habe, daß dieſer Verluſt zu erſetzen ſey; da ſank die Laſt der Sorgen von der gedrückten Bruſt. Aſſad wurde Vezier und Kaphira's Roſenfinger ſtreichelten den Sultan zärtlicher noch, als den Papagei.

Ben Haſſan hatte eine Tochter. — Hemjunah wurde auf ſeinem kleinſten Landſitz erzogen, fern von der Reſidenz. Ihre Schönheit wollte er ſichern gegen die Neugier ſeines Gebieters und den Ehrgeiz der Erſten des Reichs. Selten ſah er ſie, als ſein Herz es wünſchte.

Der Vater des Volkes darf nur selten Vater seyn. Das Weib wird durch die Natur, durch die Einsamkeit am besten entwickelt; der Umgang mit Männern, selbst mit dem Vater, stört die Freiheit und Stille des werdenden Gemüths; meinte der erfahrne Weise des Morgenlandes. Nicht wie die Tochter des ersten Veziers wurde Hemzunah erzogen. Sie wurde beschäftigt, nicht unterhalten. Sie ging nicht aus einem Bade ins andere, und füllte die übrige Zeit nicht mit Schmücken, Schlafen, Rauchen, Näschereien, Musik, Tänzerinnen, Mährchen und Bohnenspielen aus. Nein, sie konnte schöner als ihre wenigen Sclavinnen Teppiche und Gürtel weben, Schleier und Gewänder sticken, Erfrischungen bereiten. Sie sang und spielte besser als alle, und tanzte sehr schön, weil niemand um sie her tanzte, als zahme Gazellen und hüpfende Lämmer, keine feilen Tänzerinnen. Sie schlug das Tambourin, wenn sich ihre Füße hoben, oft so plötzlich, so mächtig hinreißend, wie die tiefen Triller der Nachtigalltöne. Ganz unerfahren war

ſie in der Kunſt zu gefallen, und darum gefiel ſie, wie die Blume entzückt, daß man des Frühlings nie vergißt — nicht wie die leckende Frucht, die man bricht, um ſie zu vergeſſen.

Dora, eine Chriſtenſclavin, die Ben Haſſan mit dem Sohne an der Bruſt einſt kaufte, um ſie den Mißhandlungen des Sclavenhändlers zu entziehen, der über die Störrigkeit der unglücklichen Mutter, welche die Verzweiflung zu einem Gerippe auszehrte, und alle Käufer abſchreckte, aufgebracht war, wurde ſpäterhin, als ihre Zufriedenheit durch ſeine Güte und mit ihr die Geſundheit zurückkehrte, zu Hemjunahs Amme und Erzieherin gewählt. Sie, aus einem ſehr edeln Hauſe als eine junge traurende Witwe von Korſaren geraubt, war aufgeklärter, als Tauſende ihres Geſchlechts, mehr durch eine ſeltne Natur, als durch Erziehung, und willigte ein, daß ihr Sohn als Moslem erzogen wurde.

„Da Ben Haſſan Moslem iſt, ſo kann er es auch ſeyn, ein beſſeres Muſter findet er nie.“

„Wir beten zu einem Gott," antwortete jener lachelnd, „und lieben das Gute. Es giebt nur eine Religion, sie umschließt weder Moschee noch Kapelle, das Herz ist ihr Tempel, und sie vereinigt alle Kinder der Wahrheit. Dein Sohn soll frei seyn, und nicht ein Fremder unter uns. Ich will ihn dem weisen Aladin übergeben, der auf dem Berge Libanon wohnt, der wird ihn lehren, was Bibel und Koran dem Menschen gebiethen. Ihm verdankt Ben Hassan alles, was er ist."

Sein halbes Vermögen hatte Ben Hassan den Armen vermacht. Die Hälfte des übrigen wurde unter seine Sclaven getheilt, denen er die Freiheit gab. Die andre Hälfte bekam Hemjunah. Er übersandte ihr ein Palmblatt mit den Worten:

„Ich habe Dich von einer Bürde befreit, die Dich gehindert haben würde, auf dem Wege zum Glück fortzugehen, auf dem ich Dich nicht mehr leiten kann; denn ich bin abgerufen in ein fernes Land, wo ich Dich erwarte, meine Tochter! Wähle das Rechte!

Darin liegt des Weibes ganze Weisheit, und ein Schritt entscheidet bei ihm da, wo der handelnde Mann mit tausend Schritten vor- und rückwärts spät sein Ziel erreicht. Dein Herz belehre Dich, und die Natur sey Dir Auslegerin ihrer heiligen beglückenden Gesetze. Allah segne Dich, und erhalte dein Herz rein."

Ben Hassans letzter Wille erregte die Aufmerksamkeit aller, welche den Namen kannten, und seine Tochter, die man vergessen zu haben schien, da er sie nie genannt hatte, wurde nun überall gepriesen als Perle des Reiches. Mancher verschwenderische Lüstling des Hofes seufzte: Warum wurde der Perle das Gold entrissen, in das sie gefaßt war?! O das schöne Gold, wie glücklich würde es mich gemacht haben! Der weise Ben Hassan!! Die einzelne Perle reizte die Raubgier des gröbsten Eigennutzes nicht, und er sann auf andre Mittel, sich zu bereichern, als Ben Hassan's Tochter zu besitzen.

Doch Assad, der jetzt als Vezier keine größere Sorge kannte, als seinen Harem mit

den ersten Schönheiten zu schmücken, wurde neugierig, und reiste hin, Hemjunah zu sehen, die nicht Schlösser und Riegel, sondern die Einsamkeit und Sittsamkeit bewahrten. Dora mochte gern, als Sitte ihres Vaterlandes, ohne Begleitung lustwandeln; Ben Hassan verstattete es ihr und dem Kinde; auch die Jungfrau war nun daran gewöhnt. Sie wandelte oft in dem Lustwäldchen, welches den Landsitz an der Gartenseite umgab, bis in das freie Feld; doch deckte ein Schleier, zart wie Duft, die Rosen ihres Antlitzes.

Assad sah sie vorübergehen und glaubte eine Houri des Paradieses schweben zu sehen. Der Reiz des Verbotes und die Neuheit, ein Mädchen frei wandeln zu sehen, erhöhte die seltne Schönheit ihrer Gestalt, und die noch seltnere Leichtigkeit, mit der sie dahin schwebte (dieser ist dem Schönen des Harems nicht eigen bei ihrer sitzenden trägen Lebensart). Glühend von Leidenschaft und schon eifersüchtig auf das Abendlüftchen, das mit den Falten ihres Gewandes spielte, auf den Bach, der ihre Gestalt auf-

nahm, und den Grashalm, den ihre Sohlen berührten, schwur er: Wenn Assad sie besitzen wird, soll kein Lüftchen ihr liebkosen dürfen, und nichts ihre Schönheit verrathen, selbst kein Spiegel; nur seinen Augen geweiht, nur für ihn diese Gestalt schön seyn — und ein dreifacher Schleier statt des Morgenduftes sie verhüllen.

Der Zufall hatte noch einen andern Höfling zu gleicher Zeit mit Assad begünstigt. Iphrahim, den man den Schönen nannte, einer der Anführer der Leibwache des Sultans, reiste für diesen in Geschäften, wollte in dem Lustwäldchen ausruhen und sah Hemzunah. Er war, wie Assad, ein Götzendiener der Schönheit, und glaubte dabei, ihm könne kein Mädchen widerstehen, weil er schön sey. Doch er sah den furchtbaren Nebenbuhler durchs Gebüsch schleichen, und eilte, ihm zuvor zu kommen, was ihm hier das einzige Mittel schien. Seine Geschäfte litten keinen Aufschub; doch da er auf dem Rückwege war, so eilte er um so mehr, und schrieb in verliebter Eile.

„Hemjunah, Sonne meines Lebens, holde Eigenthümerin aller meiner Gedanken!“

„Iphrahim hat Dich wandeln ſehen unter Deinen Blumen, und die glühende Roſe erbleichte vor Scham neben Dir, die Lilie ſank glanzlos gegen die blendende Schönheit Deiner Geſtalt. Die Sonne verbarg ſich, aber Iphrahim ſah glänzendere Strahlen hervorleuchten durch das Duftgewölk Deines Schleiers. Dein Sclave harrt nun ihres Aufgangs, wie der verirrte Pilger. — Er iſt krank nach Deinem Anblicke, wie der Durſtige in der Wüſte nach einer Quelle. Iphrahim muß verſchmachten, wenn Hemjunah ſeiner Qual kein Ende macht. Nimm ihn auf zu dem ewigen Sclaven Deiner Schönheit und gebiete über ihn. Ein Wort von Dir muß ich hören, oder ich vergieße mein Blut unter Deinem Fenſter, Du ſollſt es mit anſehen, wie er leidet um Dich *), dem Du

*) Eine Sitte des Morgenlandes iſt, daß der Verliebte mit ſeinem Dolche ſich ſelbſt verwundet, um, der am Gitterfenſter ſtehenden Geliebten die Qualen und die Stärke ſeiner Leidenſchaft zu beweiſen, der ſie dann ſelten zu widerſtehen vermag.

tauſendfache Qualen bereiteſt, wenn die Liebe ihn nicht bald in das Paradies Deiner Arme führt.“

Ipbrahim gab dieſes Blatt einer Toilettkrämerin, die, in dieſen Geſchäften geübt, es gern übernahm, es in Hemjunah's Hände zu geben, da ihr Gewerbe ihr Zutritt in die Harems verſtattete. Dann eilte er zum Sultan, um ihm Rechenſchaft von ſeinem Geſchäfte zu geben.

Der Vezier ſandte einen reichgekleideten Sclaven ab an Hemjunah, mit einem Blatte, und einer reichen Agraffe von Juwelen. Beides überreichte kniend der Sclave auf einem ſeidnen geſtickten Kiſſen. Hemjunah las, als er ſich entfernt hatte.

„Sultanin meiner Gedanken, Perle des osmanniſchen Reichs! Deine Schönheit hat den ſtolzen Aſſad bezaubert, und ihm ſchmeckt weder Sorbet, noch das köſtlichſte ſeiner Tafel. Ueberall ſieht er nur Dich, die, wie der volle Mond die Geſtirne, alle Schönheiten ſeines Harems verdunkelt. Dein Wuchs iſt ſtol-

zer, als die Ceder auf Libanon, und Deine Geſtalt ſchwellend weiß, wie die Flügel des Schwans. Deine Lippen ſind ſüßer als Piſang; duftend iſt Dein Athem, wie die Gewürze Arabiens; einladender zum Kuſſe, als die Frucht der Ananas. Werde die Beherrſcherin von Aſſad's Harem, und er wird in Dir mehr Schönheit beſitzen, als der große Beherrſcher der Gläubigen, deſſen Leben Allah verlängern wolle, je beſaß."

Hemjunah erhielt Iphrahims Blatt und ſtaunte: „Schön werde ich da genannt, Dora! aber durch Dich weiß ich, was ſchön iſt," ſprach ſie. „Der Farbenglanz verbleicht, und ſchön, iſt, was keine Runzeln entſtellen können. Warum nennt mich Iphrahim nicht gut? Ich bin es doch, Dora; nennſt Du mich nicht Deine gute Hemjunah?"

„Er kennt Dich nicht, und der ſchöne Iphrahim, wie ihn das Volk nennt, wird nichts höher achten als Schönheit," antwortete Dora.

„Und doch will er mein Sclave ſeyn, ohne mich zu kennen. Wehe dem Sclaven, deſſen

Gebieterin nichts als ſchön iſt! Klug iſt dieſer Iphrahim nicht.“

„Nimmſt Du ihn auf, Hemjunah?“

„Ich haſſe die Sclaverei, und was dieſer Mann ſagt, gefällt mir nicht.“

Das zweite Blatt machte ſie erröthen. Heftig warf ſie die Juwelen hinweg.

„Ich will nie die Beherrſcherin eines Harems werden. Nie nach Stambul! ich verabſcheue Aſſad's Wünſche. O Dora! glücklich ſind die Blumen, die Vögel, die Gazellen und Lämmer, aber die Weiber nicht. Da ſah ich heute früh den Vögelein zu, die Jungen ſind ausgebrütet; wie freuten ſich beide, wie einig waren ſie, trugen den Kleinen Futter im Schnäblein zu, und waren ſo frei, ſo glücklich. Auch meine Papagayen ſind es, wenn auch eingeſperrt — es ſind ihrer nur zwei, das Männchen hat nur ein Weibchen, keinen Harem. Sagteſt Du nicht neulich, bei Euch wäre es auch ſo? Hemjunah würde ſterben, wenn ſie einen Mann liebte, der ſie nicht wieder einzig liebte, wie der kleine Vogel, der nur der Mut-

ter ſeiner Kleinen folgt, nie einer andern; gewiß das iſt das Rechte!“

Dora drückte ihre Tochter an's Herz. „Du wählſt ſicher das Rechte!“

„Schwer iſt es zu finden,“ ſeufzte Hemjunah; „nicht ſchwer, es zu wählen.“

„Was willſt Du dem Iphrahim, was dem Aſſad antworten?“ fragte die Amme. „Sey vorſichtig, Kind! daß Dir beide nicht ſchaden. Die Männer erbittert nichts mehr, als verſchmähte Leidenſchaft.“ Hemjunah nahm ein Blatt und ſchrieb.

„Der Adler wählt nie die Taube, und der ſtolze Löwe geſellt ſich nimmer zum Lamme. Hemjunah weiß weder zu herrſchen, noch zu dienen, und dem ſtolzen Aſſad, vor dem ſich alles beugt, gebührt die ſtolze Schönheit. Bücke Dich nicht, ein Veilchen zu pflücken, das neben den bunten Blumen Deines Harems Dir nicht ſchön dünken würde, und verſchone mich in Zukunft mit Deinen Geſchenken. Hemjunah ſchmückt ſich mit bethauten Blumen; alle Koſtbarkeiten ſind ſchwere Feſſeln, die dar-

nieder drücken: ſie iſt gewohnt, nur mit Blumenketten zu ſpielen.“

Sie ſchickte dies Blatt Aſſads Sclaven mit der Agraffe zurück, und als die Toilettkrämerin zugleich erſchien, erhielt auch ſie eine Antwort.

„Gut ſeyn, iſt mehr als ſchön ſeyn! ſieh die Roſe und Lilie, nach wenig Tagen iſt ſie verblüht. — Hemjunah wird auch verblühen, und die Strahlen verbleichen, die Du den Strahlen der Sonne vergleichſt. — Dann würde Hemjunah dem Iphrahim das ſeyn, was dem Gärtner die verwelkte Blume iſt; ſie entſtellt den Garten und wird ausgeriſſen, und friſche Blumen kommen an ihre Stelle. Da die Liebe den Menſchen zum Sclaven macht, mag Hemjunah ſie nicht kennen. Sie kann weder Gebieterin noch Sclavin ſeyn. Laß ſie bei ihren Blumen und Lämmern, ſie mag keinen Mann angehören, und iſt hier allein glücklich.“

Iphrahim zürnte und rief: „Wärſt Du nicht die Tochter Ben Haſſan's, des Allgeliebten,

ich würde mich rächen! Doch beim Muhamed! Kein Mädchen ſoll dem Iphrahim eine Stunde trüben. Schön iſt auch Fatme, die Cirkaſſerin, ihre Lippen gleichen den Korallen, ihre Wange dem reichen Pfirſich. Sie giebt zehn Küſſe für einen von Iphrahim und nennt ſich ſeine Sclavin, da ſie herrſchen könnte.“

Wüthend zerriß Aſſad Hemjunah's Blatt. „Das dem Aſſad, vor dem alles zittert, ihm, dem Gebieter des osmanniſchen Reiches?! Ohnmächtiges Mädchen, ich will Dich in den Staub treten, Du ſollſt die niedrigſte von Aſſads Sclavinnen ſeyn, und Jahrelang ſchmachten nach einem Blick Deines Gebieters. Murad! rief er, daß ſeine Stimme wie der Donner im Palaſte wiedertönte, und der Aufſeher ſeines Harems zitternd nahte. „Aſſad will Hemjunah beſitzen, entführe ſie!“

Murad kreuzte die Arme, und berührte mit der Stirne den Boden. Schrecken ſah man auf dem häßlichen Angeſicht ſich verbreiten. „Ben Haſſan's Tochter?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Aſſad will, und ſein Sclave gehorcht!“ rief jener ergrimmt.

„Befiel mir, großer Gebieter, daß ich Dir funfzig Mädchen aus den Hütten derer rauben ſoll, die zu Sclaven geboren ſind, aber die freie Tochter des Allgeliebten, wer zitterte nicht davor?“

„Du, feiges Gewürm, allein! Wer iſt wohl leichter zu entführen als Hemjunah, die geſetzwidrig die Gränzen des Harems überſchreitet, und tollkühn die Freiheit nützt zu luſtwandeln im Freien. Wer ſoll ſie ſchützen? Keiner Deines gleichen bewacht mit ſcharfem Säbel jeden ihrer Schritte, kaum daß ihre Amme ihr folgt, wenn ſie im Freien geht, und auch dieſe ſoll nicht immer ihr zur Seite ſeyn. Die tolle Sicherheit ihres Vaters hat ſeine Sclaven eingeſchläfert. Wer ſicher iſt, daß niemand ihn berauben wird, der muß beſtraft werden, und ſie, zu deren Schutz Tauſende den Dolch zücken würden, wird leichter entführt, als eine Sclavin. Sende dreißig Deiner Untergebnen in die Gegend von Hemjunah's Land-

ſitze; laß ſie einzeln ſchleichen und bei Nacht. Nur wenige brauchen ſich im Luſtwäldchen hinter ihren Garten zu verbergen. Dort ſollen ſie, wie der ſchlaue Leopard auf den Raub lauern, Hemjunah überfallen, jeden Laut verhindern, ſie in dichte Decken verhüllen, und im nächſten Orte dießeits mit einer verſchloßnen Sänfte erwarten und forttragen. Deine Stummen werden ſie zu der verborgnen Thür meines Harems hereinbringen, und ſie Aſſad's Gewalt überliefern, welcher ferner über ſie beſtimmen wird."

Murad berührte mit freundlich gleißneriſcher Miene die Erde. „Erleuchterſter der Muſelmänner, Murad bewundert Deine Einſicht! Er iſt gegen ſie wie der blindgeborne Maulwurf, und folgt nur den Fußpfaden ſeines Gebieters, und wird gebraucht, den höhern Geſetzen zu gehorchen."

Aſſads Geſicht zeigte der Schmeichelei ein triumphirendes Lächeln. Er warf ihn einen Beutel zu, und ſprach: „Sorge, daß kein lebendes Geſchöpf ahnet, daß Iphrahim Ben

Haſſan's Tochter entführe. Hier, dies wird die Zungen der Neugierde binden, wenn jemand wiſſen will, wer Euer Gebieter iſt.“ Er ſiegelte ein Blatt mit des Sultans Siegelring, und übergab es dem Murad, welcher das Zeichen an ſeine Lippen und Bruſt drückte, und ſich mit einem gräßlichen Lächeln entfernte.

Einer der zauberiſchen Abende jener paradiſiſchen Himmelsgegend ſank allmählich herab, nach einem ſehr heißen Tage. Hemjunah ſchmachtete nach der freien Luft; am vorigen Abend war ſie bei ihrer kranken Amme im Zimmer geblieben, doch heute, da ſich dieſe beſſerte und eben ſchlief, warf ſie ihren Schleier über und floh durch die bedeckten Gänge, gleich der jungen Gazelle. Doch im Garten war es noch nicht kühl; kühler gewiß im Luſtwäldchen dort bey der plätſchernden Quelle, deren Waſſer als Bächlein in den Garten geleitet war, dort unter den luftigen dichten Gebüſche mußte es kühl ſeyn. Sie eilte dahin. Erfriſchender als ſie geglaubt hatte, war ihr Lieblingsplätz-

chen, und voll Wohlgefühl warf ſie ſich ins ſchwellende Gras am Rande der Quelle, umgeben vom dichteſten Gebüſche. Kaum ſaß ſie da, als zwei jener Sclaven Aſſad's mit gezognem Säbel auf ſie zuſprangen, und ihr ſchnell eine Decke überwarfen, die ihre Geſtalt verhüllte. Ihre reine Silberſtimme ertönte weit umher, wie das Angſtgeſchrei der Waldtaube, der man die Jungen raubt; doch ſchon war der eine Sclave beſchäftigt, den ſchönen Mund mit einem ſeidnen Schleier zu verſtopfen, als ein junger Mann aus dem Gebüſche ſprang, und dem Gewaltthätigen mit einem Säbelhiebe den Kopf ſpaltete, indem er dem andern, der nach ſeinem weggelegten Säbel griff, ſchnell auswich und ſo dem Hieb entging, der ihn nur ein Stück von der Binde ſeines Turbans wegnahm. Zugleich führte er einen kräftigen Hieb, der jenen blutend zu ſeinen Füßen niederlegte. Nun eilte er ſchnell zu der verhüllten Ohnmächtigen, die er von ihrer bangen Hülle befreite. Ein Strom von Thränen war Hemjunah's erſtes Lebenszeichen; als ſie ſich er-

munterte, erſchrack ſie heftig, daß ſie ſich in den Armen eines Mannes erblickte, und ſuchte, ſich ſchnell aus ihnen zu befreien.

„Fürchte nichts! zitternde Jungfrau,“ ſprach der Fremde leiſe, „Du biſt aus den Händen dieſer Nichtswürdigen gerettet, aber noch umringt Dich Gefahr.“

„Allah ſchütze mich!“ rief die zitternde Hemjumah, und ſchlug ihr weinendes Auge in die kleine bebende Hand.

„Faſſe Dich, die Minuten ſind koſtbar. Der Weg nach Deinem Garten iſt beſetzt. Ich bin ein Reiſender, und hörte hier mehrere dieſer ſchwarzen Ungeheuer zuſammen reden, da ich nicht weit von hier verſteckt vom Gebüſche ruhte. Aaſſad's Beute muß ihm heute werden! ſagte der eine, ſie iſt eben aus dem Garten gekommen, und bis an die Quelle ſtehen von da unſre Kameraden. Uns ſoll ſie nicht entgehen, und wenn ſie bis hier an den Garten käme. Wir ſetzen ihr nach, und rauben ſie im Angeſicht ihrer Sclavin. Jungfrau, vermeide den Weg nach dem Garten! ich will

Dich einen Pfad führen, den ich kam, er iſt frei und erſt dort an jener Ecke muß wohl der Deinige ſeyn, denn weiter hinaus ſah ich die Böſewichter."

Hemjunah ſchmiegte ſich, außer ſich vor Angſt, an den Jüngling, ihr Auge flehte um ſeinen Schutz. Sein Geſicht, ſein ganzes Weſen flößte ihr Vertrauen ein, und nachdem ihr Auge ſich im reinen Spiegel des ſeinigen wiedergefunden, ſprach ſie: „Führe mich, ich will Dir folgen."

Er zog die beiden Leichname der Sclaven in das dichteſte Gebüſch, bedeckte mit Zweigen ſchnell jede Spur, hüllte Hemjunah in den dichten Schleier der Sclaven und trug ſie dann eilig in ſeinen Armen fort durch das Gehölz. Nicht weit davon weidete ſein Roß, er hob die ſchöne Laſt hinauf, ſchwang ſich nach, und jagte davon.

Einige Stunden waren ſie geritten, da ſchwanden die Kräfte des Pferdes. Schon war es ſpät Abends, und der Fremde hatte immer die einſamſten Pfade geſucht. Jetzt waren ſie

in einem dichten Walde, und er hielt. Kein Ton eines lebendigen Weſens ſtörte die tiefe Stille der ſchweigenden Nacht. Als der Jüngling Hemjunah vom Pferde hob, ward ſie wieder ohnmächtig. Die Angſt und Anſtrengung hatten ſo ſehr auf ſie gewirkt. Er legte ſie ſanft auf den Raſen und kniete neben ihr. Der ſchöne Mondſchein machte die Nacht zu einer angenehmen Dämmerung, die ihn bemerken ließ, wie Hemjunah's Lebensgeiſter ſchwanden; er bemühte ſich, indem er ihr ſanft die Schläfe und Stirn rieb, weil ihm hier jedes andre Mittel fehlte, ſie zurückzurufen. Die friſche Luft, die ihr bisher verhülltes Geſicht wieder anwehte, ermunterte ſie bald. Sie ſchlug die Augen auf, und blickte ſtaunend um ſich, ihr Blick haftete auf den Fremdling, der mit ſchwermüthig ernſter Miene neben ihr ſaß.

„Ruhe hier," ſprach der ſchöne junge Mann mit milden ſanften Tone; „ſammle Deine Lebensgeiſter, und vertraue mir wie Deinem Bruder. Noch weiß ich nicht, warum Du verfolgt wirſt, wem Du angehörſt? Doch

Allah gebot, dem Hülfloſen beizuſtehen, und ich hätte kein Geſchöpf den Händen der Gewalt überlaſſen können, wäre ihre Anzahl auch größer geweſen, als meine Kräfte.

„Der Böſe iſt feig, aber der Gerechte erſcheint muthig!“ erwiederte Hemjunah. „Dir kann ich vertrauen, denn Du nahmſt Dich meiner an, ohne mich geſehen zu haben, ohne zu wiſſen, wen Du zu beſchützen eilteſt.“

„Laß uns überlegen, wie Du am beſten gegen das Auge der Späher verborgen werden kannſt. Haſt Du Verwandte in der Ferne?“

„Nein!“ antwortete Hemjunah tiefſeufzend, „ich gehöre niemand an, ſeit mein Vater todt iſt, und — ſetzte ſie unter Thränen hinzu, — der Vezier Aſſad hat tauſend Augen, um die Entflohne aufzufinden.“

„Weine nicht, Jungfrau!“ ſprach der Fremde gerührt, „ich bin ja Dein Bruder, und will Dich ſchützen, ſo lange ein Tropfen Blut in meinen Adern iſt. Ich will Dich zu einem Greiſe führen, der Dein Vater ſeyn wird, wie er es mir war, der ich keinem angehörte.“

„Wer biſt Du, den Allah ſandte als ſeinen Engel, Hemjunah aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien?“ rief ſie, und ergriff ſeine Hand. „Mir iſt's, als könnteſt Du mich nur zu einem Paradieſe führen, ich werde an Deiner Seite vergeſſen, daß ich meine arme gute Dora verlaſſen mußte.“

„Wer iſt dieſe Dora?“ fragte der Jüngling, mächtig erſchüttert. „Und wer biſt Du?“

„Hemjunah, die Tochter Ben Haſſan's.“

„Allah!“ rief der Fremde mit leuchtendem Blicke, „habe ewig Dank dafür, daß ich die Tochter meines Wohlthäters retten konnte. O Hemjunah, Du ſiehſt den Sohn Deiner Amme vor Dir, der tauſend Leben für Dich geben würde. Deinem großen Vater verdankt er alles, Freiheit und Leben, mehr als das Leben, die Weisheit des Lebens. Ich verließ den Weiſen Aladin, um meine Mutter zu ſehen, und an dem Grabe meines Wohlthäters meinen Dank hinauf zu den Wohnungen des Paradieſes zu ſenden. Und Dich, ſeine Tochter, muß ich in Feſſeln finden; um ſie zu löſen, führte

ein Engel mich her. O du allwaltendes Verhängniß!! Doch ſage mir, Hemjunah, wie konnteſt Du, die Tochter des Allgeliebten, in die Lage kommen, in der ich Dich fand?“

„Durch Unvorſichtigkeit. Hätte ich meinen Garten nicht verlaſſen, ſo hätte mich Aſſad nie erblickt.“

Sie erzählte ihm den Zuſammenhang. — „Und Du mußteſt in dem Augenblick, wo Du den langerſehnten Anblick Deiner guten Mutter genießen ſollteſt, wieder entfernt werden, durch Hemjunah's Schuld; o dieſes ſchmerzt mich über alles, und wie wird ſie jammern, wenn auch ich nicht zurückkehre, ſie, die mir mehr iſt als Mutter.“

„Tröſte Dich!“ ſprach Solymann, Dora's Sohn, „das Verhängniß hat es ſo gewollt. Ich habe eine Schweſter, Du einen Bruder gefunden in dem Augenblick, wo es uns von der Mutter trennte. Laß uns eilen, in Sicherheit zu kommen; doch vorher erquicke Dich mit etwas Speiſe.“ — Er nahm von dem Rücken des Pferdes ein Tuch, und breitete es

auseinander, es enthielt etwas Brot und Feigen. — „Wenig habe ich Dir anzubieten, Hemjunah, mein Vorrath iſt faſt zu Ende, nur der Zufall hat dieſes erhalten, da ich ſeiner nicht mehr zu bedürfen ſchien," ſagte er mit der ſüßen Stimme und der ſeltnen Kindlichkeit, die den reinen Sohn der Natur bezeichnet, der es weiß, daß er auch wenig bieten darf, weil das Vertrauen alles annimmt.

Froh nahm Hemjunah aus ſeinen Händen Brot und Feigen, und, indem ſie aß, dankten ihre ſchönen Augen.

„Du mußt aber auch mit mir theilen, Solymanu!" —

Sie bot ihm ein Stück Brot, und ſuchte die ſchönſte der Feigen aus. — „Süßer ſind Deine Feigen, als die in meines Vaters Gärten wuchſen; immer waren ſie meine Lieblingsfrucht, aber nie fand ich ſie ſo gut, als die Deine Hand gebrochen hat!" ſprach das holde Kind in glücklicher Vergeſſenheit des gegenwärtigen Augenblickes, der ſie mit Angſt erfüllt hätte, wäre ſie weniger mit neuen Gegenſtän-

den beſchäftigt geweſen. Das neue Gefühl, an ſeiner Seite zu ſitzen, in ſeinem großen Auge die eigne Reinheit und Lieblichkeit zu erblicken, ſich durch dieſen, ihr ſo lieben Bruder gerettet zu wiſſen; ihn nun dafür recht zu lieben, zu erheitern, hatte ihr inneres Weſen eben ſo gewaltig verändert als das Schickſal ihre Umgebung.

„Du biſt ſo ernſt, mein Bruder? und ich bin ſo froh," ſchmeichelte ſie; „ſage mir, was drückt Dich darnieder? Denkſt Du an Deine Mutter?"

Ein heller Blick dankte ihr. „Ich dachte meiner Mutter in jenem Augenblicke, als ich den Säbel zog gegen die Sclaven des Veziers, er trennte mich von ihr, da ich der Gewalt entfliehen mußte; doch es war eine weibliche Stimme, die nach Hülfe rief, und lieber wollte ich nimmer die Mutter ſehen, die mich gebar, als hülflos gegen die Stimme der Pflicht ſeyn, der ſie mich weihte. Ich habe eine Schweſter gefunden, die mir die noch unbekannte Mutter erſetzt; was mich aber be-

ſchäftigte, war der Gedanke, zwei Menſchen getödtet zu haben, die vielleicht ſelbſt nicht böſe, nur Vollzieher in der Hand der Gewalt waren.“

„Frommer Bruder,“ ſprach Hemjunah, und ihr Antlitz glänzte wie eines Engels Antlitz, „wie gut biſt Du!“ Sie legte ihren Arm um ſeinen. „Wenn der vom Jäger abgerichtete Geier, der die Taube in ſeinen Klauen trägt, von dem Pfeile des Landmanns getroffen wird, und ſeinen Raub fahren laſſen muß, ſo jauchzet alles bei dem Bilde der Gerechtigkeit. Warſt Du nicht der Pfeil in Allah's Hand, der Dich in dem Augenblick ſandte die zitternde Taube zu befreien?“

„Du haſt recht, weiſe Jungfrau! Ich ſehe es ein, aber ich trauerte über das Loos der Menſchen, die durch Ungerechtigkeit und Gewalt die Bande der Natur trennen, und einander durch die Hand den Todesſtreich geben, die beſtimmt war den Bruder zu führen, und ihn mit gleicher Liebe, wie ſich ſelbſt, zu umfaſſen. Doch dieſer erſte Gedanke hält mich nicht ab, mich zu freuen, daß das Schickſal

den Mund der Sclaven verſtummen ließ, der hätte ſagen können, wo Hemjunah ſich hingewandt, und daß ſie einen Begleiter hätte. Du würdeſt jetzt zittern müſſen, wie ein verfolgtes Reh, und Solomann würde elend ſeyn, daß er keine Flügel hätte, Dich hinweg zu tragen aus den Augen Deiner Verfolger."

Er hob ſie auf ſein Roß, das jetzt wieder etwas zu Kräften gekommen war, und im Graſe geweidet hatte.

„Am Ausgange des Waldes wollen wir den Morgen erwarten," ſagte er: „hier ſind wir noch nicht ſicher genug; doch durch dieſen Wald führen unzählige Pfade, würden wir auch verfolgt, ſo wäre es doch unmöglich unſre Spur aufzufinden."

Nachdem ſie zwei Stunden geritten waren, zeigte ſich der Ausgang und Solymann hielt. „Hier habe ich geruht in den heißen Morgenſtunden," ſagte er, Hemjunah von dem Pferde hebend. Dann warf er ſeinen Mandel ab, und breitete ihn über das weiche Moos unter den großen dichten Bäumen.

„Vergiß hier in den Armen des Schlafs aller Sorgen; Dein Bruder wacht für Dich!“ ſprach er, und ſtellte ſich mit gezogenem Säbel in einige Entfernung an den Stamm eines Baumes. Hemjunah warf ſich ermüdet auf den Mantel, der ihr weicher dünkte, als ihre ſeidnen Polſter. „Er wacht für Dich,“ dachte ſie mit Entzücken, und dann wurden ihre Augen von der Hand des Schlafs geſchloſſen.

Die erſten Strahlen der Sonne vergoldeten die Spitzen der Bäume, und Solymann ſah mit einem wunderbaren Gefühle, wie ſie Hemjunah's Reize mehr und mehr beleuchtete und erhob. Schon kannte er den Blick ihres Auges, als ſey es der Morgenſtern ſeines Lebens, ihm aufgegangen mit Anfang deſſelben; aber ihre Geſtalt war ihm fremd. Wenige Weiber hatte er bis dahin geſehen, keine ohne Schleier, und dem Schüler der Weisheit war noch keine gefährlich geweſen. Die ſanftverklärten Züge und Formen gewannen, indem ſie aus dem

Dunkel der Nacht hervorgingen, und von der Morgenröthe einen hohen Zauberreiz empfingen, der mit dem Aufgang der Sonne ſtieg, und zunahm, je höher ſie kam. Ganz verſunken in den Anblick ſchien er nur in den leiſen Athemzügen Hemjunah's zu athmen, und da zu ſeyn, um jeden neuen Reiz anzuſtaunen. „Würde die Jungfrau nicht erröthen, welcher das Geſetz die Hülle des Schleiers gebot?“ ſprach eine innre Stimme. Er wandte beſcheiden ſein Auge von dem reizenden Gegenſtande. „Doch,“ ſprach eine andre Stimme, „gehen die Frauen im Vaterlande Deiner Mutter nicht alle mit unbedecktem Angeſichte, und fand nicht ſelbſt Dein weiſer Lehrer, daß der Spiegel der Seele, das Geſicht, nicht bedeckt werden ſollte; fand er die Sitte des Abendlandes nicht beſſer? Doch die geſchloßnen Augen der Jungfrau allein gaben Dir den Muth, ſie ſo lange anzuſchauen; Du würdeſt es nicht wagen, wenn ſie bemerkte, daß Solymann unbeſcheiden ſeyn könne.“ Er wollte ſich weiter entfernen, um ſie nicht mehr mit dem Auge erreichen zu kön-

nen. „Braucht der Zögling des weiſen Aladin zu fliehen, um ſich ſelbſt beſiegen zu können?“ fragte er ſich traurig. „Nein! ſtark ſeyn bey der erſten Prüfung giebt uns Kraft, auch künftig zu ſiegen.“ Er wandte ſich nach dem Aufgang der Sonne, und verrichtete ſein Morgengebet, von ihrem Schimmer übergoſſen. „Großer Allah!“ ſo ſchloß er, „laß mich werth bleiben Hemjunah's Bruder, Aladins Zögling zu ſeyn, laß ſie mich mit der reinen Bewundrung Deines Meiſterwerks betrachten, wie ich die Sonne ſehe, und dabei nur Deine Allmacht, Weisheit und Güte empfinden, mit der Du alle Geſchöpfe beglückt, und die Menſchen zu Deinem Ebenbilde erhoben haſt!“

Hemjunah erwachte, ſie ſah den Beter in der Glorie, welche die Sonne um ihn webte, und hingeriſſen von dem höchſten Entzücken, das ihr der Anblick gab, erhob ſie ſich von dem Lager und vereinigte ihr Gebet mit dem ſeinigen. Er ſtand auf und hörte das Geräuſch, mit dem ſie ſich erhob, und wandte ſich beſorgt um, woher es komme.

„Sey mir willkommen, mein frommer Bruder!“ rief Hemjunah mit frohem Erröthen, und bot ihm die ſchöne Hand; „ich habe mit Dir gebetet, und es war mir, als ſeyſt Du der Prophet, und Allah erhörte, was ich bat, weil ich mit Dir bat.“

„Du biſt eine Tochter des Allah; und was Du bitteſt, wird erhört, denn es iſt die Stimme der Natur und Wahrheit!“

„Ich habe gebeten, daß Allah Dich ſegnen möchte. Von Dir habe ich geträumt, mein Bruder.“

„O Allah!“ rief Solymann, „Du haſt die ſchönſte Weisheit in das Menſchenherz gelegt, und was von Dir kömmt, iſt nicht anders als gut.“ Ein fernes Geräuſch machte, daß beide unruhig wurden.

„Entferne Dich in das dichte Gebüſch,“ ſprach Solymann, nachdem er von der Anhöhe abwärts geblickt hatte, „ich ſehe eine Karavane kommen, die nach Stambul ziehen wird.“

Nachdem Hemjunah ſich verborgen hatte, kamen langſam die beladenen Kameele an.

„Kaufleute," ſprach Solymann, „könnt Ihr einem Reiſenden, der die Nacht hier zubringen mußte, weil er ſich matt und krank fühlte, wohl etwas Speiſe überlaſſen? Auch wünſchte ich meinem Sclaven eine neue Kleidung mitzubringen, führt Ihr dergleichen bei Euch?"

Die Kaufleute hielten, und packten ab, was er wünſchte.

„Mit Lebensmitteln," ſprachen ſie, „ſind wir in einem Dorfe, zwei Meilen von hier, reichlich verſehen. Den Kranken, befiehlt der Prophet, beizuſtehen; fordre, junger Moslem, was Du haben willſt."

Er forderte einige ſtärkende Speiſen und Früchte; ſie wurden ihm geboten. Er ſuchte ſich eine neue Sclavenkleidung aus mit einem großen verhüllenden Turban, und entließ, nachdem er den Kaufleuten dieſes bezahlt und ihnen gedankt hatte, ſie unter dem Schutz des Propheten.

„Sieh, der gütige Allah verläßt ſeine Kinder nicht!" ſprach Solymann zu der Jung-

frau; „dieſes war uns beides nöthig. Ich fürchte, Du wirſt von Aſſad's Sclaven geſucht werden, und nur in dieſer Kleidung können wir auf der Landſtraße reiſen, ohne die Aufmerkſamkeit auf uns zu ziehen. Verhülle Deinen Reiz in die Kleider, und Du wirſt ſichrer ſeyn.“

Hemjunah entfernte ſich damit in das Gebüſch, das ſie eben verlaſſen hatte, und kam in kurzer Zeit wieder als ein junger Sclave. Beide ſetzten ſich zum Frühſtücke und ſtärkten ſich durch die kräftigen Speiſen. Dann ſetzten ſie ihren Weg fort, und vermieden jetzt nicht mehr die Landſtraße. Solymann vertauſchte in dem nächſten Orte ſein ſchönes Roß gegen ein Kameel, auf welchem Hemjunah bequemer ſaß; und nachdem ſie hier Mittag gehalten hatten, ging die Reiſe jetzt noch ſchneller fort.

Oft, wenn Solymann Hemjunah beklagte, wenn ſie jeder Witterung ausgeſetzt, erſchöpft von der Reiſe, neben ihm im Freien ſaß, und endlich in der Einſamkeit von der Laſt des großen Turbans befreit (an welchem noch ein

Tuch über das Geſicht geſchlagen wurde, wenn ſie den Blicken vieler Neugierigen ausgeſetzt waren, denen Solymann auf ihre Fragen antwortete, daß ſein Sclave an den Augen litte) ihren ſchönen Locken wieder Freiheit ließ, und ſie in dem Bache wuſch und flocht, verſicherte ſie:

„Ich will mein ganzes Leben ſo zubringen. Sieh mich an, ſagt mein Geſicht jemals, daß ich müde bin, mit Dir zu ziehen durch fremde Gegenden? Jedes Land, wo ich mit Dir bin, iſt mir die Heimath, und Solymanns Sclave iſt glücklicher, als Hemjunah war.“

Solymann wandte ſein Angeſicht von ihr ab und ſchwieg. In ſeinem Herzen fühlte er tiefen Schmerz, wenn er die Lage der Tochter Ben Haſſans überſah, und die Vergangenheit mit der Zukunft verglich. Was ſollte aus ihr werden, und aus ihm ſelbſt? Er fühlte ſich mit unauflöslichen Banden an ſie gefeſſelt, und ſein beſcheidner Sinn, ſeine ernſten Grundſätze zogen Schranken zwiſchen ihm, und die Tochter ſeines Wohlthäters, die

jetzt nicht mehr reich genug war, die Habſucht der Höflinge zu reizen, doch gegen ihn noch immer ſehr reich. Seine Schwermuth nahm zu gegen das Ende ſeiner Reiſe, und Hemjunah ſeufzte mit. Sie fragte nun nicht mehr, denn ſie ſah, er wollte ſchweigen, doch mit tauſend Dingen ſuchte ſie ihn zu zerſtreuen, und wenn es ihrer liebenswürdigen Redſeligkeit gelang, durch die Schilderung der Natur, und durch ihre Einfälle über dies und jenes ihm ein heitres Lächeln abzugewinnen, ſo war ſie voll Entzücken.

Sie kamen endlich zum Berge Libanon, dem Ziele ihrer Reiſe. Der weiſe Aladin empfing mit Erſtaunen ſeinen Zögling.

„Das Verhängniß führt mich wieder zu Dir. Die Unſchuld fleht um Deinen Schutz gegen die Raubſucht der Gewaltigen. Siehe, das iſt Hemjunah, die Tochter Deines Ben Haſſan!“

„Sey mir geſegnet, Jungfrau!“ ſprach der ſilberhaarige Greis, deſſen Antlitz ſchon ein Abglanz des Paradieſes war; „ſey dem

Freunde Deines Vaters tausendmal willkommen, und nimm von allem Besitz, was er sein Eigenthum nennt!“

Hemjunah nahte sich gerührt dem Greise; Ehrfurcht und Liebe nahmen zugleich ihre Seele bei seinem Anblicke ein. Sie erzählte ihm ihre Begebenheiten, und Solymann half ihr das Gemälde ausführen.

„Ich will Dich lieben und pflegen wie meinen Vater,“ sprach sie, seine Hand an ihre Lippen drückend, „nimm mich als Deine Tochter an, und ich habe vergessen, daß ich hier nicht geboren wurde.“

Sie fingen an ihre neue Lebensweise einzurichten. Die Hütte des Aladin war geräumig genug, sie alle aufzunehmen, und seine selbstgezognen Vorräthe hinlänglich, alle zu speisen. Zwei alte Sclaven bauten den Garten und Solymann half jetzt wieder wie bisher. Hemjunah übernahm die Geschäfte des Hauswesens, und besser als je wurde der Greis gepflegt; denn sie hatte gelernt, wie man die Speisen wohlschmeckend bereitet, und für die Zeit Früchte

bewahrt und Wurzeln, wo der Winter auch hier seine kurze Gewalt übt. Keine seidnen Gewänder umgaben jetzt ihre Gestalt, aber die feine Baumwolle schien mit der Weiße ihrer Haut zu wetteifern, und der selbstgewirkte Gürtel, in den Farben des Regenbogens schimmernd, umschloß ihre Hüften wie der Bogen den Himmel umspannt.

Oft, wenn Solymann erschöpft von der Arbeit auf dem Sopha ruhte, und die liebliche Gestalt so geschäftig sich bewegen sah, um für ihn und den Greis das Beste auszuwählen, blickte er mit der ganzen tief verborgnen Sehnsucht, die sein Innres verschloß, nach ihr auf; doch schnell schloß er die Augen, die den leisen Wunsch nachzusprechen fürchteten, und überließ sich seiner stillen Schwermuth.

Einst sprach der Weise: „Solymann, Du bist ganz verändert, und eine sonderbare Schwermuth bemeistert Dein Gemüth. Sehnst Du Dich nach Deiner Mutter? Treibt Ehrgeiz Dich in das Gewühl der Welt? Hast Du

irgend einen Wunſch, den Dein Vater nicht kennt?“

„Stolz machte den Solymann Dein Beifall immer, und Deinen Tadel würde er nicht ertragen können,“ erwiederte der Jüngling. „Schon den Knaben haſt Du für die Tugend begeiſtert, die er noch nicht kannte. Oft haſt Du den Jüngling belehrt und ermuntert, ihren Dornenpfad zu gehen, doch erſt der Mann kennt ihre Opfer. Laß mich ſchweigen, mein Vater, denn Solymann kann Dir nimmer eine Schwachheit zeigen; er würde lieber kämpfend untergehen, und ſo des Lehrers Leitung und Mitleid mit hinweg nehmen, als bekennen, daß die Tugend der Selbſtbeherrſchung ein zu ſchweres Opfer verlangt!“ — Er verließ ſchnell den Weiſen.

Schon nahte der Abend und Solymann kam noch nicht zurück zur Hütte. Hemjunah hatte oft nach ihm hinausgeſehen; ſie vermißte ihn, als ſie ihre Blumen begießen wollte, wo er ihr immer das Waſſer trug, und ihre Blu-

nen ſchmachteten heute vergebens. „O, wo mag er ſeyn?“ ſprach ſie, nach allen Gegenden umherblickend. „Kann er wohl vom frühen Morgen bis jetzt umher ſtreifen, ohne nur einmal nach Hemjunah zu verlangen. Ach, wie anders iſt es mit mir! — und wenn ich den ganzen Tag ihn ſah, doch träume ich Nachts nur von ihm, und kein Augenblick vergeht, wo Hemjunah nicht bei Solymann zu ſeyn wünſcht.“

Unruhig bereitete ſie die Abendmahlzeit; er hatte nicht zu Mittage geſpeiſt; was bereitete ſie ihm wohl zur Erquickung? Das Köſtlichſte ſchien ihr geſchmacklos, und ſie eilte auf einen hohen, ſteilen ſonnigen Felſen des hintern Gartens, wo wilde gewürzreiche Beeren ſehr einzeln unter dem Dickigt der Dornen und Neſſeln wuchſen, deren Geſchmack Solymann oft ſehr gelobt hatte, die aber niemand pflückte, weil es zu mühſam war. Sie ſammelte ſie in ein kleines Körbchen, das ihr Solymann aus Cedernholz geſchnitzt hatte, und bedeckte die mit vieler Anſtrengung und Schmerz gepflückten

Beeren mit den köſtlichſten Blüthen des Gartens. So kam ſie ſpät zur Hütte zurück. Der Greis, der in einer Laube nahe bei der Hütte war, wo er den größten Theil des Tages bei ſeinen Büchern zubrachte, und die Kräfte der Kräuter und andrer Naturerzeugniſſe erforſchte, trat zu ihr und berührte ſegnend ihre Stirn.

„Die Laſt Deiner Geſchäfte hat Dich niedergedrückt, meine Tochter, Du biſt ganz erſchöpft, Du muſt nachlaſſen in Deiner Anſtrengung.“

„O was man für die thut, die man liebt, iſt nie zu ſchwer!“ erwiederte ſie. „Ich habe für Solymann von den Beeren am Felſen gepflückt, ſie werden ihn freuen, und wenn ich mich auch oft an den Neſſeln verbrannte, ſo vergaß ichs leicht bei dem Gedanken, wie ſüß ſie ihm ſchmecken, wie ſie ihn erquicken und kühlen werden.“

„Glückliches Geſchlecht, dem die Natur das Höchſte lehrte und gab, wie beſchämt Deine Liebe unſre Weisheit!“ dachte der Greis und

lächelte ſo heiter ſeine Tochter an, wie der Himmel über ihr. Er verließ ſie, und ging zurück zur Laube. „Deine ſüßen Sorgen will ich nicht ſtören," dachte er. Jetzt war ihm ein Licht aufgegangen im Gemüthe ſeines Sonnymann. Wohl wäre das Opfer zu groß hier, das die Liebe der Tugend bringen wollte. Was iſt alle hohe Weisheit gegen ein irdiſches Paradies, das ſich dem Jüngling öffnet an dem Herzen eines reinen Engels. Wer ihm entflieht, was wird ſie ihm bieten, das dem gleich kömmt? Doch nur dem halbverhüllten Auge der Einſicht dünkt es, als forderte die Tugend ſolche Opfer, welche die Natur zu bringen weigert. Wer es im Forſchen nach Weisheit am Ende immer wieder findet, daß allein nur reine Liebe zum Glück führt, dem verſchwinden alle eingebildeten Verhältniſſe, alle Schätze der Erde und des Himmels, die auf dieſer oder jener Seite trennen, und er ſieht ein, daß ein Hüttendach die Liebe am ſicherſten birgt, und Früchte und Brot ſüßer ſie ſpeiſen, als alle Gaſtmahle der Erde. Fielen die eingebildeten Schranken vor

dem Auge der Erdenſöhne, ſo würde nur die wahre einzige, welche die Tugend von dem Laſter trennt, bleiben. O wie viele Glückliche würde es dann mehr geben, wenn nur ſie allein Entſagung geböte!

Noch immer hoffte Hemjunah auf Solymann, und jedes Geräuſch, das ein Vogel, der ſein Neſt ſuchte, oder ein Mäuschen, das Broſamen auflas, an der Hüttenthür machte, ertönte ihr, wie der Gang des Geliebten. Endlich verließ ſie die Hütte, und richtete ihre ſehnſuchtsvollen Blicke nach den höhern Gegenden des Berges. Da kam er, und ſie eilte auf den Flügeln der Liebe zu ihm. „Wie lange habe ich Deiner geharrt!!“ rief ſie, ihn athemlos ereilend. Ein Blick des frohen Entzückens ſchoß frei und friſch aus dem hellen auf ſie gehefteten Auge. Sie drückte voll Wonne ſeine Hand; doch ſchnell bedeckte die Schwermuth, wie ein zugefallner Schleier, die eben erhellten Züge. Solymann verſtummte, und ging ernſt neben ihr.

„Freuſt Du Dich nicht, daß ich wieder bei Dir bin? O mir iſt ſo wohl, ſeit ich Dich erblicke. Wie kannſt Du ſo lange Deine Schweſter, Deine Hemjunah verlaſſen? Ich denke allein nur an Dich, wenn ich Dich nicht ſehe. O glücklich," ſagte ſie tiefſeufzend, als er ſein Geſicht abwandte, „glücklich war Hemjunah, als ſie Solymanns Sclave war, als ſie keine Stelle hatte, auf der ihr Haupt ruhen konnte, als Solymanns Mantel; glücklicher auch ſelbſt da, als ſie zitterte bei jeder Bewegung eines im Winde bebenden Blattes. Solymann war ja bei ihr, was fürchtete ſie nun, theilte er doch jede Gefahr, ſo wie ſie den Tod nicht ſcheute, wenn er vorangegangen wäre."

„Nein, glücklich war Hemjunah," rief er, „im Schoße des väterlichen Erbes, als ihre Sclaven auf einen Blick von ihr hofften, und die Perle der Jungfrauen in dem ſtillen Schoße der Einſamkeit nichts kannte, als, daß gut ſeyn mehr ſey, als ſchön ſeyn. Doch bald kehrt Dein Glück wieder," ſetzte er erſchöpft hinzu; „Dein Verfolger iſt geſunken! Aſſad

iſt von den Janitſcharen ermordet, die Ibrahim in der Stille gegen den ſtrengen Geizigen aufwiegelte, weil ſeine Eiferſucht die verſchwundne Hemjunah in ſeinem Harem glaubte: doch auch ſein Kopf ſteckt auf den Thoren des Serails. Jetzt kannſt Du zurückkehren, und wieder Beſitz nehmen von Deinem Erbe, und aller Sorgen vergeſſen. Ein Fremdling, der von Stambul kam, hat es mir verkündet."

Hemjunah brach in Thränen aus. „Er will mich Solymann verſtoßen, ich ſoll nicht weilen hier in dem Paradieſe der Erde? Harter Bruder, geh nur, verlaß Deine Schweſter! Du kannſt aber nicht verhüten, daß ſie, auch entfernt von Dir, nur in Solymann lebt."

„O," rief er, „bin ich noch Dein Bruder, jetzt da Du wieder Ben Haſſans Tochter biſt, ich, der Sohn einer Sclavin!"

„O laß mich Deine Sclavin ſeyn!" rief ſie, ſich vor ihn niederwerfend; „ich wähle es, Dir und der Tugend zu dienen! Laß mich nie Dich verlaſſen, und reiche mir jeden Abend, wie an jenem, nur etwas Brot und eine Feige,

und Hemjunah wird das glücklichſte der Geſchöpfe des Allah ſeyn. Sieh auf mich, Vater, der die Freuden des Paradieſes genießt, ich habe das Rechte gewählt!!“

„O, wer könnte das Paradies Deiner Arme offen ſehen, und nicht hinein ſtürzen!“ rief Solymann, mit allem Feuer der langverhüllten Liebe, und ſank erſchöpft an ihren Buſen.

Der Greis trat zu ihnen, und ſegnete ſie. „Siehſt Du es endlich ein, daß den reinen heiligen Geſetzen der Natur folgen — Weisheit iſt? Lange überlegte der weiſe Ben Haſſan mit mir, wie und wo ſeine Hemjunah erzogen werden ſollte. Uns führen oft die Geſetze der Weisheit irre; noch leichter die Weiber, die ſich durch ihre Widerſprüche verwirren. Nur in der Natur ſchöpft der größte Weiſe die unerſchöpfliche Quelle alles Wiſſens, und das Siegel aller Weisheit, und weiß erſt nach langem Forſchen durch ſie die Knoten zu entwirren, die ſeine Bücher und Wiſſenſchaften mit den Widerſprüchen in ſeinen Innern knüpften. Laß

Deine Tochter am Busen der Natur, im Schoße der Einsamkeit, von einem durchaus guten mütterlichen Herzen bewacht, aufwachsen, und sie wird besser wählen, was das Rechte ist als alle Weisheit. So hast Du gewählt, Hemjunah. Nicht die Schönheit, nicht die Schmeichelei, nicht die Macht, den Reichthum — nein, stille Tugend, liebende Entsagung, die sich selbst zu würdigen weiß, und sich selbst achtet, als das erste der Geschöpfe des Allah, zugleich mit der bescheidenen Sorge für Dein Glück in dem Mißtrauen gegen das Loos, was sie Dir zu bieten hatte."

„Dich, Sohn, habe ich nie gelehrt, was nur die Erfahrung giebt; nie von Liebe, immer von Tugend mit Dir geredet. Dein Edelmuth machte Dich hart, und ließ Dich mit einer Kraft, welche den Menschen nur gegen das Laster, nicht gegen die Liebe gegeben ist, vergebens den Sieg hoffen. Die Natur hat auch dem am Grabe wankenden Lehrer der Weisheit noch die Lehre gegeben, daß sie besser wählt, als alle Weisheit, und daß der

Weg zum Glücke der einfachſte, der Weg der reinen Liebe iſt. Sie iſt in der Armuth am reichſten, und kennt nur eine Sclaverei, die ſüß die Freiheit feſſelt, — in den Armen des Geliebten. Gieb ihr alle Schätze der Erde und ſie leidet Mangel, — doch ihre Küſſe ſind die ſüßeſten Feigen zum trocknen Brote, und ein Mantel, an die Erde gebreitet, verhöhnt den Purpur des Throns.“

„Komm, jetzt iß von den Waldbeeren, die ich Dir geſucht habe,“ flüſterte Hemjunah, die in ſeliger Freude aufſprang und ſchamhaft erröthend ſich beiden entzog. Sie hatte auf den Raſen vor der Hütte ihr Mahl ſchon ausgebreitet, und ſetzte ſich zu ihnen.

„Was haſt Du an der Hand, meine Geliebte?“ ſprach Solymann, als Hemjunah ihm die Beeren bot. „Hat Dich ein giftiges Inſekt geſtochen?“ Er ſah die zarte Hand aufgeſchwollen und roth.

„Die Neſſeln — ich habe es nicht bemerkt,“ ſprach ſie lächelnd.

„An jedem Schmerze war Solymann ſchuld,“ rief dieſer, ihre Hand an ſein Herz drückend. „Aber beim Allah! Hemjunah ſoll von jetzt an nur die Freude kennen. Was hat Solymann gelitten, indem er mit ſich kämpfend Deiner Liebe nicht immer entgegen kam. O Hemjunahs Schmerz machte ihm tauſendfache Qual, um ſein eignes Leiden noch zu vermehren!“

„Schmecken Dir die Beeren, oder hätteſt Du lieber Feigen gehabt?“ fragte ſie mit ängſtlich freudiger Geſchäftigkeit ihn bedienend; „gern hätte ich auch ſie Dir gebrochen, doch ſie ſind mir zu hoch, und ich wartete Dein.“

„Die ſüßeſten hat er gebrochen,“ ſprach der Greis, indem er ſeine Hände zum Gebet erhob. „Allah, habe Dank für die reine Fülle Deiner ſüßen Gaben! Deine ſeligen Geſchöpfe danken Dir!“ Der Jüngling ſank nieder, Hemjunah an ſeiner Seite.

„O nehmt Eure Mutter auch in Eure Mitte auf!“ rief jetzt eine bebende Stimme, und Dora ſank in die Arme ihrer Kinder.

Sie hatte ihre geliebte Tochter vermißt, und war in Verzweiflung, da alle Sclavinnen, die ſie nach ihr ausſandte, ſie nicht fanden. An Entführung dachte ſie erſt ſpät, und ſandte dann alle Sclaven bewaffnet nach ihr aus. Dieſe fanden nach langem Suchen die Leichname der beiden Sclaven Aſſad's, deren Geſichtszüge die ſchnelle Fäulniß des heißen Klima ſchon unkenntlich gemacht hatte. Dora fand außer dieſer keine Spur, und betrauerte ihren Liebling wie eine Mutter. Nachdem der erſte Schmerz vorüber war, dachte ſie an ihren Sohn, und eine unwiederſtehliche Sehnſucht bemächtigte ſich ihrer jetzt, da er allein ihr verwaiſtes Herz tröſten konnte. Sie übergab alles, was ſie von Hemjunahs Eigenthum in der Aufſicht hatte, dem treuen Verwalter ihres Vermögens, und machte ſich mit zwei Sclaven auf den Weg nach dem Aufenthalte ihres Sohnes. Unabhängig hatte Ben Haſſans Güte ſie gemacht, nachdem ſie längſt ihre Freiheit erhalten hatte, und ſie nahm jetzt ihr kleines Vermögen als eine Gabe für ihren Sohn mit.

„Nie kehre ich zurück!“ antwortete Hem-
unah auf die Frage der Mutter. „Wer das
eltne Glück gefunden hat, verrathe es der
Welt nicht. Still und heimlich will ich ihm
iebkoſen im Schoße der Einſamkeit, nur dann
leibt es; die Menſchen kennen es nie, ohne
s zu ſtören. Sie rauben der Turteltaube ih-
en Gatten, und dem glücklichen Vogel ſeine
Kinder, ſobald er durch ſeine frohlockende
Stimme verräth, was ihm Freude macht. Ich
ill nie mehr haben, als ich bedarf! Soly-
ann iſt mein höchſtes, wie mein einziges Klei-
od; hier werde ich es bewahren können, er
at jetzt keine Pflicht, als — mich zu lieben.
er Ueberfluß macht Sorgen, und wenn wir
beiten müſſen, um genug zu haben, ſo wer-
n wir ſtark und froh bleiben. Ich war nie
üſſig, gute Mutter, aber mit welcher Luſt
hier arbeite, kann ich nicht ausſprechen —
arbeite ja für Solymann, er für mich!
as Brot, das er mir bietet, hat er der Erde
Schweiße des Angeſichts abgewonnen, und

die Früchte, die ich brach, ſuchte ich mühſam; darum ſchmeckt beides uns köſtlicher und ſüßer, als den Beherrſchern der Erde ihr üppiges Mahl.“

Der Weiberfeind.

„Nun ſoll's mir erſt recht wohl werden! Der neue Buchhalter iſt ein Weiberfeind;“ rief Vater Schmidt, und rückte ſich gemächlich in dem gepolſterten Stuhle; und dabei hat er was rechtes gelernt; ſeines gleichen giebt's wenige heut zu Tage unter der edlen Kaufmannsſchaft. Das geht den ganzen Tag, (er zeigte die Pantomime des Schreibens,) und wenn da funfzig Damen, und dort hundert Schönen auf den beiden Seiten der breiten Straße gehen, er blickte nicht auf. Und wenn Frau Venus ſelbſt in's Comtor träte, ſo würde er trocken fragen: „Haben Sie Wechſel gezogen?

oder wollen Sie Fabrik-Waaren? Da iſt der Kaſſirer, dort der Aufſeher.“ Dieſes ſchreibt mir mein Korreſpondent.

Sein Bruder, Senator der Stadt, ſchüttelte den Kopf und ſagte langſam: „Wie Du nun biſt! die große Eigenſchaft macht mir keine große Idee von dem Manne. Geld herbei kratzen mag wohl ſeine größte ſeyn, und mancher Fehler iſt den Weiberfeinden eigen.“

Aufbrauſend rief jener: „Wenigſtens iſt er nicht ſo träge, wie Du unter dem Pantoffel Deiner Hälfte geworden biſt. Ich habe mich tüchtig gequält und was vor mich gebracht; nun will ich auch ruhen! Lebte meine Kriſtine noch, ſo würde ſie es nicht leiden, denn wenn drüben die Frau Anna ihren ſchon ſchlafenden Mann mit einem Stoß weckte und dem Zurufe: „Du fauler Eſel, ſpekulire doch!“ ſo ſagte ſie, wenn ich ruhte: „Männchen, wie gehi's mit dem geladenen Kahn, iſt der Schiffer ſchon weg? oder, wie viel Proviſion denkſt Du zu machen bei dem Wechſel an Weilmann und Erben?“ und gleich war ich munter; und die

Geſchäfte warteten auch. Nun da ich alt werde iſt's gut, daß ſie der liebe Gott abrief. Sie war doch ein ander Weib, als Deine Juliane!"

Mit unterdrücktem Unwillen ſagte der Senator: „ich danke es meiner Frau, daß ſie mich ruhiger, beſonnener durch ihr Beiſpiel machte, wenn Du es auch träge nennſt; wäre ich ein Brauſewind wie Du, ſo würde ich nicht bedenken, daß Du mein Bruder biſt; doch es ſey vergeſſen."

Klara, die Tochter des Alten, trat ins Zimmer und brachte den Kaffee ſelbſt, weil es der Vater gern ſah. „Gut, daß Du kömmſt, Klärchen! der neue Buchhalter trifft morgen ein, und ich wünſche, daß er bei uns wohnt und ißt. Laß die obere Etage zurecht machen. Die vorderſten Zimmer kannſt Du behalten, rechts; die hinten heraus werden ihm die liebſten ſeyn. Ja, mach' Du nur große Augen, der iſt ein Weiberfeind, das Gegentheil von dem vorigen. Halte Dich fein ſtille! damit ihn Dein Singen und Spielen nicht ſtöre, denn ich möchte, daß er gern bei mir wäre,

und wo Weiber ihr Weſen treiben, da gefällt's ihm nicht. Leider hab' ich nicht Raum genug im Hauſe, wenn's auch groß ausſieht. Die Vorrathsboden nehmen allen weg, ſonſt ſollte er Dich weder hören noch ſehen. Wie wohl wird mir's ſeyn, Bruder! Das Seufzen und Girren des vorigen, die Ständchen unter den Fenſtern, das hin und her gaffen und laufen, das war nicht zum aushalten. Das Beſte war noch, daß Du ſo geſchent wareſt, Klärchen, des jungen Laffen, der keinen Kreuzer hatte, gar nicht zu achten, ſonſt hätteſt Du mir auch wahrlich aus dem Hauſe gemußt. Dem war es nur um Dein Geld zu thun. Da iſt mir der andre ein ſeltner Mann! er geht ja darum aus dem ſoliden großen Hauſe weg, weil ihn die Witwe des eben Verſtorbenen, eine reizende Frau von ſechs und dreißig Jahren mit 100,000 Rthlr. heirathen und ihn zum Herrn der Handlung machen wollte. Da nimmt er Reißaus! wie gefällt Dir das Bruder? will er wohl Geld zuſammen ſcharren? des Geldes achtet er für ſich nicht; er arbeitet, als wenn man lebte

um zu arbeiten, doch was er verdient, legt er gleichgültig bei Seite. Treu wie Gold! er könnte Tausende haben, das weiß ich aus guter Hand; aber nichts da!“

Am folgenden Tage, als man eben bei Tische saß, trat eine große Gestalt herein, legte kalt und abgemessen einen Brief vor Herrn Schmidt und zog sich dann mit festen Schritten in ein Fenster zurück. Es war der neue Buchhalter. „Willkommen, willkommen!“ rief Schmidt, als er die Aufschrift des Briefes gesehen, und sprang auf, den neuen Ankömmling begrüßend, umarmend. „Sie sollen Ihren Mann an mir finden, so wahr ich Franz Sebastian Schmidt heiße. Viele Worte mache ich nicht, Sie wissen Kaufmannssitte! aber ich halte die wenigen.“ Er rückte einen Stuhl und sagte zu Klara, daß sie für Erquickung sorgen müsse für den Reisenden. Die Haushälterin, die immer früh vom Tische aufstand, hatte sich schon entfernt, kam aber jetzt neugierig herein; auch ihr war der Herr als Wei-

derfeind verkündigt, und ſie wollte das Wunder doch ſehen.

Stark, ſo hieß der Buchhalter, wurde von dem Alten nach ſeiner Reiſe gefragt, und bald kamen ſie auf die Geſchäfte. Der Alte, der nach Tiſch immer lebhafter war, verrieth ſeine Zufriedenheit mit allem, was jener ſagte, und ſchenkte, ganz in die Idee vertieft, jedes leere Glas voll, ohne zu bemerken, daß jener keins leerte. Doch jetzt, da alle gefüllt ſtanden, bemerkte er's lachend, und rief: „Sie trinken ja gar nicht!“

„Ich trinke nie Wein,“ antwortete Stark in dem gleichgültigſten Tone.

„Ei, ei!“ rief Schmidt, deſſen Vorliebe für ihn bis zur Schwachheit ging, „das iſt Schade, da entbehren Sie Gottes beſte Gabe.“

„Ja, ja,“ murmelte Frau Kümmel, die Haushälterin, „Luther hatte wohl recht — Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang, der bleibt“ —

„Sie ſchaffen das beſte Bier, Frau Kümmel!“ fiel Schmidt ein.

„Ich danke, Herr Schmidt, ich trinke nichts als Waſſer.“

„Nun ſo müſſen Sie ſich am Eſſen erholen. Sie werden Sorge tragen, daß wir dieſen Abend ein paar gute Schüſſeln haben.“

„Ich eſſe nie zu Abend;“ das ſagte er mit demſelben Geſicht.

Kopfſchüttelnd ging Frau Kümmel hinaus.

„Nun, wie Sie wollen, wie Sie's gewohnt ſind! Machen Sie ſich's bequem, ich werde Ihnen ihre Zimmer anweiſen.“

Klara hatte ſich ſtumm damit beſchäftigt, die Papageien, die im Eßzimmer in einem Käfig hingen, zu füttern, was ſie nach jeder Mahlzeit that. Sie nahm von dem allen, was vorgegangen war, wiſſentlich keinen Eindruck an, aber gewiß iſt's, der Menſch hat eine Vorahnung ſeines Schickſals. Was aus ſeinem Innern hervorgeht, wird zur Beſtimmung des Lebens. — Beklommen war ihre Bruſt; ſie glaubte die verſchloſſene Zimmerluft ſey Urſache, öffnete ein Fenſter und ſchauerte von der kalten feuchten Luft angeweht, es war Spät-

herbſt, in ſich zuſammen. Doch beſchloß ſie trotz der Kälte in den Garten zu fahren; mit jedem Tage nahm ja dieſe ohnehin zu, und ſie hatte ſeit mehreren Tagen ihre Pfleglinge, die Blumen und Kinder des Gärtners nicht geſehen.

Der neue Ankömmling rechtfertigte in allem die Erwartung ſeines Prinzipals. Wenige Wochen ſtand er den Geſchäften deſſelben vor, als für dieſen nichts zu thun übrig blieb, als den Namen zu unterzeichnen.

„So was iſt mir noch nicht vorgekommen!“ rief Herr Schmidt triumphirend aus dem Comtoir kommend, ſeinem Bruder zu, der ihn nur ſelten beſuchte, da ſie immer verſchiedner Meinung waren, ob ſie ſich gleich beide liebten. Klärchen ſprach eben mit dem Onkel. „Der Stark läßt mich weit hinter ſich! Ich meinte doch, ich wäre ein tüchtiger Kerl geweſen, und im Briefſchreiben wie über den Büchern war ich immer der Erſte; aber der, das geht wie im Fluge! Und wie der Menſch ſo alles im Kopfe hat. Dahin müſſen wir einen Kurier

ſchicken. Dort iſt etwas zu machen, da gehen Briefe hin. — Es iſt, als habe er das ganze Deutſchland, wie die Klärchen da den Tiſch, und die Stühle rundum wären Frankreich, England, Holland, Italien u. ſ. w. Nun das zweite und dritte Hunderttauſend ſoll mir nicht ſo ſauer werden. Ich will ihm alles, alles überlaſſen, er mag ſchalten und walten, wie er will!“

Ungläubig lächelnd ſchüttelte der Senator den Kopf.

„Das glaubſt Du nicht, aber Du verſtehſt auch nichts davon, ich kenne doch wahrhaftig mein eignes Beſtes,“ erwiederte Schmidt mit Eifer. „Sieh ihn einmal bei Tiſche, keine zehn Worte! da iſt er in Geſchäften vertieft, und ißt hinein, Du magſt ihm Schnepfen oder gebratne Kartoffeln, Auſtern oder Heringſallat vorlegen, das verzieht keine Miene. Und da die Klärchen, die ſieht er gar nicht an, und weiß gewiß nicht, ob ſie einen Buckel hat oder nur ein Auge, oder ob ſie ſich ſehen laſſen kann.“

„Das macht ihm keine Ehre! wenn er auch nicht weiß, daß Klärchen ein Herz hat, das mehr werth iſt, als ihre hunderttauſend Thaler.“

„Das iſt ihm beides gleich, und wenn ich ihm beides anböte, ſo würde er ſicher ſagen, ich mags nicht!“

Sehr gleichgültig bot Klara dem Onkel eine Taſſe Schokolade, dann dem Vater. Dieſer lobte ſie ſehr; „die haſt Du gemacht Klärchen, das ſchmeck' ich! Geſchwind bring' dem Stark eine Taſſe hinüber; er ſitzt ſeit 3 Uhr in Briefen bis über die Ohren. Das wird ihm ſchmekken!“ indem er ſelbſt die Taſſe ausſchlürfte.

Klara nahm eine Taſſe, ſie erfüllte immer des Vaters Wünſche. Der Onkel ſchüttelte den Kopf.

„Magſt Du doch ſchütteln, ich thue, was ich will!“

„Was ſonſt nie geſchieht, Deine Tochter ſchickſt Du hin?!“

„Er iſt mir ſo lieb, als ſie nimmermehr.“

„Aber die andern im Comtoir?“

„Ich will ihn auszeichnen, das ſollen ſie ſehen.“

Klara kam eben mit der vollen Taſſe zurück. Eine leichte Wolke ſchwebte auf der heitern Stirn. Stark hatte die Taſſe nicht angenommen, ehrerbietig gedankt, da er nie Schokolade trinke. Nie war ſie auf dieſe Art abgewieſen, immer gewohnt, was ſie bereitet hatte, als köſtlich rühmen zu hören. Es ſtreifte ein Gefühl des Unmuths, das ihr unbekannt geweſen, an der Gleichgültigkeit, mit der ſie ihn immer ſah; ſie war noch einſylbiger als ſonſt, und der angeborne Stolz des Weibes zeigte in kalter Zurückhaltung, wie ſehr gleichgültig ihr ſeine Weiſe ſey.

Wenige Tage nachher reiſte Stark in ſehr wichtigen Geſchäften, die die größte Eile hatten. Schmidt zählte die Stunden bis zu ſeiner Zurückkunft. Stark hatte genau die Zeit beſtimmt, wo er einzutreffen gedachte, wenn kein Unfall die Zurückkunft verzögerte, und man war es ſchon zu gewohnt, alles, was er beſtimmt hatte, als unabänderlich anzuneh-

men, da kein Hinderniß der Witterung den hart Gewöhnten abhalten konnte; höchſt unruhig fragte Schmidt nach einer über die Zeit verfloßnen Stunde Klara, ob ſie dies Ausbleiben begreife. Er fragte ſie immer, wenn er ängſtlich war, um nur etwas Troſt in der Mittheilung zu haben, da er ſonſt von Geſchäften nie mit ihr ſprach.

Sie tröſtete ihn mit vieler Gleichgültigkeit, daß die Zeit es aufklären würde. Daß ſie viel weniger Intereſſe an dem Geſchäftsträger und dem Geſchäft nahm — ihr war das Geld nicht lieb, — zeigte jede ihrer Mienen.

Nach einer halben Stunde, die der vollen langſam gefolgt, in der Schmidt tauſendmal ans Fenſter getreten und zurückgekommen war, ohne die erſehnte Kutſche zu ſehen, kam dieſe endlich langſam angefahren. „Er iſt gewiß krank! darum gehts ſo langſam,“ rief er Klaren zu, die er nicht fortgelaſſen hatte.

Raſch ſprang Stark aus dem Wagen und eilte ins Zimmer. „Verzeihung, Herr Schmidt,

ich komme ſpät! aber eine Menſchenpflicht hielt mich auf — und ich war ja früher Menſch, als Kaufmann. Und nun ſpreche ich Ihre Güte an, er wandte ſich zu Klaren, für eine unglückliche Mutter. Ich fand ſie halb erfroren auf der Landſtraße mit einem Säugling von wenigen Tagen, nah dem Tode. Ich nahm ſie in meinen Wagen, konnte aber auf dem einſamen Waldwege nichts für ſie thun. Helfen Sie! nehmen Sie ſich der unglücklichen Mutter an!!“

Klara war überraſcht. Der kalte Stark war belebt, ſein bleiches Geſicht angeflogen von einer zarten Röthe. Seine Stimme hatte Ausdruck, der Ton etwas Unwiderſtehliches, in der Bitte Würde und Milde vereint. Das der ſeltnen Bitte nie verſagt war, ſprach ſich im Ganzen aus. Sie eilte zum Wagen, und ſah jetzt erſt, daß Stark, der ihr folgte, im leichten Rock daſtand, indeß Mutter und Kind in ſeinem Pelz eingewickelt waren. Sie nahm das Kind in ihren Shawl, und Stark trug die

kranke Mutter ihr nach in ihre Zimmer, wo ſie dieſe ihrer Jungfer übergab, um ſie in ein gewärmtes Bett zu bringen. Der Frau Kümmel, die ſich neugierig herzudrängte, trug ſie auf, eine gute Suppe für die Kranke zu beſorgen, und ging dann über ihre Leinen-Vorräthe, um das halb nackte Kind zu bekleiden; ſie hatte dies indeſſen auf ihr Bett in Kiſſen gelegt. Sie traute ihren Augen nicht, da ſie bei ihrer Zurückkunft Stark ſah, das Kind liebkoſend umher tragen. Er hatte in wenig Minuten die über Erwartung gelungnen Geſchäfte dem Alten berichtet, hörte, indem er auf ſein Zimmer gehen wollte, das Kind weinen und eilte, es zu beruhigen. Dies erzählte er Klaren ſo einfach, und dachte nicht daran, ſie wegen des Eintritts in ihre Zimmer um Entſchuldigung zu bitten, ja, ſchien es gar nicht zu ſehen, wo er war, ganz mit dem Kinde beſchäftigt. Das heitre Wohlgefühl einer guten That hatte ſein Geſicht aufgeklärt, kindlich freute er ſich über den Vorrath, den Klara herbeigeſucht hatte, und redete zutraulich

wie zu einem Bruder, der Theilnehmer einer guten That iſt. Klara, die noch ganz Kind in ihrem Gemüthe, und durch nichts noch geſtört worden war, ging leicht darin ein, und fand es nicht im Widerſpruche, daß der ernſte Mann das Kind an ſeiner Bruſt wiegte, und wie ein guter Knabe zu ihr ſprach. Sie fühlte ihre Seele erweitert, wie in den Kindertagen, wenn ſie bei ihrer Geſpielin war.

Eben beugte ſich Stark, um in die von ihr auf ihrem Schoos ausgebreiteten Windeln das Kind zu legen, als Frau Kümmel, die der Mutter die Suppe gebracht hatte, herein kam, um endlich ihre Neugierde zu befriedigen, die die Jungfer nur noch mehr durch ihre Fragen an ſie ſelbſt erregt hatte. Die heilige Scheu, die ſie vor dem ernſten, ſtrengen Manne, der immer ſtolz verſchloſſen da ſaß, hatte, verlor ſich, da ſie ihn ſo ſah. Gemeine Seelen verſtehen kindlich hohe Gemüther nie. Er war ihr nun ihres gleichen, und dicht vor ihm tretend, ſagte ſie:

„Nun ſagen Sie mir doch einmal, was iſt's eigentlich mit der Frau? wo iſt ſie her? wo haben Sie ſie gefunden? und was" —

Stark warf ihr einen Blick zu, der ſie verſtummen machte, er hatte ſich langſam aufgerichtet, und war wieder der ernſte, eiskalte Geſchäftsmann.

Sie redete kein Wort mehr und griff nach ihren Schlüſſeln, die ſie, um ungeſtörter plaudern zu können, — die Gruppe hatte ihr viel Hoffnung dazu gemacht, — weggelegt hatte. Doch eh ſie ſie noch erreichte, war er ſchon in ſeinem Zimmer.

„Das iſt ein Griesgram!" ſagte ſie nun, ihm nachſehend. „Gegen Kinder iſt er ein Lamm, ich habe das ſchon oft geſehen, die hängen an ihm, wie die Kletten. Nun ſagen Sie mal, wie iſt's eigentlich mit der Frau?"

Klara antwortete, was ſie wußte. Ihr war wohl und leicht, und ſie hatte den Blick von Stark nicht geſehen, fand es, da ſie an ſeiner Perſon gar kein Intereſſe nahm, nicht auffallend, daß er weggegangen war, um nach

der Reiſe zu ruhen. Wie ein heitrer Strahl, aus einer langen weiten Ferne hinter ihr, erhellten die Minuten ihre Gegenwart, und jeder der ihr nah kam, theilte immer ihr Wohlſeyn.

Sie brachte das Kind ſeiner Mutter, und zugleich die für ſie beſtimmte Kleidung. Mit Thränen der Rührung empfing ſie beides und ſagte: ſie ſey wahrhaftig unter lauter Engeln. Der Herr habe ſie gleich in ſeinen Pelz gewickelt mit dem Kinde, und den ganzen Rückſitz ihr eingeräumt, damit ſie liegend auch mit den Füßen ruhe, indeß er, bei der großen Kälte, auf dem ſchmalen Vorderſitze, ohne alle wärmende Bekleidung geſeſſen habe. Sie erzählte Klaren, daß ſie ihrem Mann, der bei den B..ſchen Truppen geweſen, nach Frankreich gefolgt ſey, aber nachher, als er geblieben, habe ſie zur Heimath zurückkehren wollen. Früher, als ſie gehofft, wäre ſie niedergekommen auf einem Dorfe drei Stunden von hier. Der Wirth habe ſie ungern aufgenommen, und ihr, da ſie nichts bezahlen konnte, angekündigt, daß ſie ſich nach einem andern Orte umſehen möchte.

Da habe ſie ſich auf den Weg gemacht, in der Hoffnung Unterſtützung zu finden und ſey von Schwachheit und Kälte umgeſunken, wo ſie der Herr gefunden und gerettet habe.

Bei Tiſch war Stark wieder der Alte. Ernſt und einſylbig nahm er von Klara's Gegenwart keine Notiz; und Frau Kümmel hatte jetzt mehr Reſpekt vor ihm, als ſonſt, da ſie doch ſehr viel im Hauſe galt, was er nicht zu bemerken ſchien. Sie war ihm gar nicht feind, denn bei ihrer Gemeinheit war ſie gutherzig, und zeigte dabei auffallend den Zug roher Weiblichkeit, von feſtem beſtimmten männlichen Willen imponirt zu werden. So leicht ſie ſelbſt Tyrannei ausübte, wo Schwäche es erlaubt, ſo leicht wird ſie beherrſcht, und von einem Tyrannen gezügelt bis zur Sclaverei.

Sobald die Wöchnerin völlig geneſen war, beſchenkte ſie Klara reichlich, auch der Vater gab eine Anweiſung für den Ort ihrer künftigen Beſtimmung, und Klara ſagte ihr, daß ſie ſich in jeder Noth an ſie wenden möchte unter ihrer Adreſſe, die ſie ihr mitgab. Die Frau

hat, auch ihren Wohlthäter danken zu dürfen, aber hart wies er es ab, da er eben wichtige Geschäfte habe.

Klara sah ernst und wehmüthig der Frau nach. Das Kind war ihr durch ihre Pflege sehr lieb geworden, ungern trennte sie sich von ihm. Sie sah, daß ein Knabe aus dem Comtoir ihr nachlief, mit ihr sprach und ihr etwas in die Hand drückte, die Pantomime des Weggehens machte, und sich dann schnell entfernte. Sie verglich ihn mit Stark, der ihrem Herzen durch seine Härte weh gethan hatte; und da der Knabe sie sah und betreten stehen blieb, rief sie ihn und lobte sein weiches Herz. Noch verlegner schwieg er; endlich sagte er: „Wenn Sie mich nicht verrathen wollen? Herr Stark hat mich hingeschickt, der Frau ein schweres Geldpäckchen zu bringen. Niemand sollte es wissen. Sehen wollte er die Frau nicht, Sie wissen es ja wohl, er kann die Frauen nicht leiden!“

Der Frühling kam, und der kränkelnde Alte zog in den Garten vor dem Thore und ein Theil

der Wirthſchaft folgte ihm dorthin. Für Klara war dies immer ein Feſt, ſie liebte die Natur ſo ſehr, und die Stille nach dem Geräuſche der Stadt that ihr unbeſchreiblich wohl. Stark blieb in der Stadt, doch hatte ſich der Alte zu ſehr an ihn gewöhnt, liebte ihn väterlich, und wollte beſchäftigt ſeyn; er bat ihn daher, wenigſtens beſtimmt des Abends zu kommen, und eine Milch, das einzige was er annahm, im Grünen zu eſſen. Er hielt ihm ein ſchönes Reitpferd, weil er für ſeine Geſundheit bei der ſitzenden einſamen Lebensweiſe fürchtete, und damit er auch ſchneller und bei jeder Witterung den Garten beſuchen möchte, der nicht ganz nah der Stadt lag.

Zuerſt blieb Stark nur wenige Minuten, doch bald wurde ihm der Garten lieber, und er ſchweifte in der Gegend umher, und kehrte oft erſt zurück, wenn alles ſchlief. Nur wenn Geſellſchaft, vorzüglich Damen, dort waren, kehrte er gleich um, und dies war hier zuweilen der Fall, öfters, als in der Stadt, da Schmidt hier geſelliger war. Vorzüglich gern

kamen junge Leute, da Klara nirgends liebens-würdiger war, als zwiſchen ihren Blumen und Zöglingen, den Kindern des Gärtners, die ſie faſt immer um ſich hatte. Nur Stark ſchien dies nie zu bemerken. Ihr Ernſt, ihre Zurück-gezogenheit verlor ſich hier mehr; im Freien war ihr wohl und ſie fühlte ſich in ſich ſelbſt ſo befriedigt, daß ſie toleranter, ja ſogar an der Unterhaltung theilnehmender war, da ſie ſonſt gegen Männer immer einſylbig, untheilneh-mend blieb. Sie achtete Stark genug, um, wenn er dabei war, nicht ungern über ernſte Gegenſtände mitzureden, und auf des Vaters Bitte blieb er zuweilen, wenn keine Damen da waren, bei der Geſellſchaft, ſprach dann wenig aber gehaltvoll, und machte mehr den ruhigen, kalten Beobachter. Wenn, was nicht ſelten war, ein ſtiller Verehrer ſich Klaren näherte, zog er ſich mehr noch zurück, und bis zur Härte zeigte ſich ſein ſtolzer Uebermuth und Abſcheu gegen die Feſſeln des Geſchlechts. Bitter ſpot-tend rügte er Jener Schwäche verſteckt, und empörte nicht ſelten den weiblichen Stolz Kla-

rens. Nur wenn, was ſpäterhin öfters geſchah, ſich beide im Freien, ungetrübt durch fremde Einwirkung begegneten, erhielt ſich die Natur rein und frei. Kinder waren ein Punkt, der ſie immer berührte und vereinigte; wo ſie freundlich einander begrüßten, ohne an der Perſönlichkeit des Andern Anſtoß zu nehmen. Beide empfanden es, ohne die Urſache ſich deutlich bewußt zu ſeyn, daß ihnen dann wohl war, und führten unwillkührlich die Gelegenheit herbei. Unbemerkt von allen, in ſich ſelbſt zurückgezogen, kannten ſie das beſſere Leben in ſtiller Kindlichkeit. In Andrer Gegenwart waren ſie für einander nicht dieſelben. Oft that ihr ſeine rauhe Härte weh, und ſie rächte ſich, ohne es zu wiſſen, dadurch, daß ſie Andern mehr angehörte.

Ein Todesfall in der Nachbarſchaft hielt Stark an die Stadt gefeſſelt. Der Verſtorbene war ein Kaufmann, und hatte eine Wittwe und vier Kinder in der mißlichſten Lage hinterlaſſen. Ein Bankerott war unausbleiblich, wenn nicht ſchnelle Hülfe kam. Der Sterbende fühlte dieß,

und nach Verſuchen zu ſprechen, — ein Schlagfluß hatte ihn getroffen — konnte er endlich ſagen: „Stark — hilft — Vormund — bittet — Stark.“ Der ſchnell wiederholte Schlag ließ ihn nichts mehr hinzuſetzen. Sein Diener kam in Verzweiflung zu Stark, und erzählte dieſem die Lage der Dinge und des Prinzipals Worte. „Morgen früh komme ich!“ ſprach dieſer beſtimmt. Und er kam und half mit Aufopferung von mehreren Nächten und dem Darlehn eines kleinen Kapitals, das ſein war. Für den Augenblick wankte das Ganze, doch, dadurch gerettet, ſtand die Handlung bald wieder. Die Frau, die unwiſſend über ihre Lage geweſen war, hatte erſt durch ihre Leute die Umſtände erfahren, und gerieth außer ſich bei dem Gedanken ihrer Hülfloſigkeit. Nun, nachdem ſie gerettet war, eilte ſie, ihren Retter mit ihrem und der Kinder Dank zu überſchütten. Nicht kalt, aber ſehr gehalten nahm er ſie auf; die Kinder intereſſirten ihn doppelt als Waiſen. Er ſorgte für ihre weitere Erziehung, indem er der Mutter Fingerzeige für den An-

genblick gab, und die angetragene Vormundschaft übernahm.

Die Frau war eine rasche, leidenschaftliche, aber gute Frau, mit allen Fehlern des Geschlechts, aber auch mit allen Reizen desselben, deren Wirkung sie kannte, überdem allgemein beliebt auf die rechtlichste Art, und eine ganz gute Parthie durch die jetzt wieder blühende Handlung. Sie wurde ihm angetragen. Schmidt erfuhr es von einem Freunde und ließ ihn, besorgt durch die Nachricht, schnell rufen. Klara war im Zimmer, als er kam, und ihr Vater, der von allem in ihrer Gegenwart redete, ohne sie je in das Gespräch zu ziehen, handelte auch weitläuftig über diesen Gegenstand ab, der ein öffentliches Geheimniß durch einige Freunde geworden war. „Ich werde nie heirathen! nie!“ wiederholte Stark lebhafter als er sonst sprach.

Bei dieser Gelegenheit hatte die Senatorin von Stark reden hören, auf den jetzt das Publikum aufmerksam geworden war, auch sie wurde es mehr, da sie schon öfters durch ihren

Mann von dem ſeltnen Manne hörte, und ihn flüchtig geſehen. Jetzt wünſchte ſie einmal ein Reſultat über ihn faſſen zu können. Sie war eine ſehr geſcheute, gebildete Frau, die gern alles, was ihr Herz beſchäftigte und ihre Phantaſie anzog, klar haben wollte für ihre Vernunft. Höchſt ſelten kam ſie in ihres Schwagers Haus, weil ſie dieſer nicht nach Verdienſt empfing, und vom Anfang an gegen die Wahl des Bruders eingenommen war. Sie ſah Klara nur ſelten, der es der Vater unterſagt hatte, anders als bei gewiſſen Gelegenheiten, wo es nach ſeinen Ideen vom Wohlſtande nicht abzuändern war, in das Haus der Tante zu gehen. Er konnte das Fortſchreiten mit dem Geiſte der Zeit nicht leiden, und haßte die Eleganz bei wenigen Mitteln, welche die Frau durch eignen Fleiß um ſich her zu verbreiten wußte. Er nannte ſie eine Verſchwenderin, eine eitle Närrin, die nichts habe, und ſeine Tochter, wie ihre, verderben würde. Manchen kleinen Fehler hatte die ſonſt herrliche Frau wirklich, und daß ſie ganz in der Welt und für dieſelbe lebte,

zog Klara nicht in ihr Haus, die ſo gleichgültig gegen dieſe war. Sie lebte rückwärts blikkend in Kinder-Träumen, da jene den Augenblick mit inniger Lebensfreude genoß; und ihn durch die Zukunft gern erhellen ließ — von der ſich Klara ſcheu und ohne zu wünſchen wegwandte und an jedem Geburtstage, von dem vierzehnten an, Thränen dem verfloſſenen Jahre nachweinte. Alles Neue reizte die Senatorin; doch hielt die Vernunft dies in den Gränzen. Klara liebte das Alte mit warmer Innigkeit. Sie verkannte nie ein Möbel der Vorzeit, das ſie gewohnt war, legte nie ein Kleid ab, um zu wechſeln, und in allem, was ſie in der Art that, war das leiſe Mißtrauen: verliere ich nicht bei dem Tauſche? verborgen. Sie hielt, ſo lange ſie nur konnte, am Alten, ſelbſt den unbedeutendſten Kleinigkeiten, und jedes Bild, jede Sache, die ſie als Kind erfreut hatte, war ihr heilig, es mochte für die Jetztzeit noch ſo unbedeutend, ja andern lächerlich erſcheinen, ſie konnte es ohne leiſen Schmerz nicht für immer von ſich werfen.

Klara kam am Geburtstage der Tante zu ihr, was ſie nie unterließ, ſo wie an denen der Kinder, wo ſie immer wie ein Engel der Freude unter ſie trat mit ihren Gaben. Ein Spitzenſchleier, über eine Menge der ſchönſten Blumen gebreitet, befriedigten den Wunſch der Tante auf die überraſchendſte Art. Sie, die Klaren von Herzen liebte, und von dieſem Herzen, das in Liebe lebte, geliebt wurde, war ſo gerührt, ſo an die Freudengeberin gefeſſelt, daß ſie immer nur mit ihr ſprach, und ſich ſo recht ausſprach. Da kam denn auch die Rede auf den Buchhalter. „Sage mir, was iſt es eigentlich mit dem Menſchen? ich höre ſo viel von ihm. Er iſt ein ſonderbarer Menſch, und alle loben ihn doch?!“

„Er iſt der edelſte Menſch!“ erwiederte Klara unbefangen, aber in dem Ausſpruch vereinigte ſich das ſtill und gleichgültig Aufgenommene, und ſie ſelbſt wurde durch das Reſultat lebhaft gerührt, und ruhte überſchauend in ſich ſelbſt bei der edlen Erſcheinung.

„Und iſt es wahr, iſt er ein Weiberfeind?!“

„Sehr wahr!“

„Schade um ihn! und ſchade für uns! Edle Männer ſind leider das Seltenſte, was unſre Zeit aufzuzeigen hat. In dem Sinn edle Männer müßte man mit der Leuchte ſuchen, wie Diogenes Menſchen. Und dieſer muß um ſeiner Grillen verloren gehen. Glücklich wird er nicht!“ ſprach ſie mehr in ſich gewandt, als zu Klaren, „glücklich nie! Nur Liebe macht glücklich — und erſt, wenn er ins Grab ſteigt, und nur ein Weib kannte, die der Liebe werth war, und ihn liebte, dann erſt wird er ſagen: „ich verſäumte es, glücklich zu ſeyn!“ Der lebhafte Ton der Tante, die heute durch den Freudentag und die Zärtlichkeit aller ihrer Lieben exaltirt, nicht wie ſonſt im ruhigen Konverſationstone blieb, griff ſo ungewohnt in die ſtille Beſchauung des Gemüthes.

Klara ſah das offne Grab, und ihn mit gebeugtem Haupte daneben; ſie bedeckte mit der Hand die Augen, und fühlte wie das „zu ſpät“ ihr ganzes Herz ergriff.

Dies Geſpräch, bei dem die Tante gar nicht an Klara dachte, nur ihre Idee von Stark berichtigen wollte, gab dieſem ſchnell einen Platz in Klara's Herzen, und veränderte ihre Anſicht gänzlich. Sie ſah einen Unglücklichen, der es nicht weiß, daß er es iſt; einen, der heiter und ſtolz dem Abgrunde zugeht, der das Leben gleichgültig hingiebt und dann erſt ſieht, was es werth war. Der edle Mann hatte ſich ihrer Achtung bemächtigt, den überall Geachteten fand ſie glücklich. Er ſtand ſo hoch mit ſeinem Stolze, mit ſeinem heitern Antlitz, und dem kalt gemeßnen Antheil an dem Leben, daß ſie nie an ſeine Seite ſich ſtellte, und gleichgültig ruhig, oft bewundernd auf die Stelle ſah, wo er ſtand. Edle Weiblichkeit gleicht der Mutterliebe, ſie giebt nur, wo Bedürfniß die Gabe anruft, und liebt das kranke, ſchwache Kind mehr, das ihre Liebe bedarf, als das glückliche, dem wohl iſt; fern von ihr, ſieht ſie freundlich aus der Ferne zu, wie es die eignen Kräfte übt. Unglücklich mußte Stark in ihren Augen ſeyn, um das ganze

Intereſſe ihres Herzens an ſich zu feſſeln; bisher war er nur Minuten lang ihrem Gemüthe theuer geweſen, jetzt war er immer gegenwärtig.

Niemand ahnete, was die ſtille Bruſt füllte, es war ja niemand da, der die zarte Schöpfung des inneren Lebens erkannte und leitete. Er würde an dem leiſeren ſanfteren Tone, mit dem Klara den anredete, den ſie unglücklich wußte, ihr zartes Theilnehmen errathen haben. Sein Hohn, wenn ein Mann neben ihr Schwäche zeigte, empörte nicht mehr ihren Stolz; freundlich mitleidig ruhte ihr Blick an dem ſeinen und ihr war, als müſſe ſie ihm liebkoſend ſagen: Du armes Kind! geneſe an meinem liebenden Herzen! Das Gefühl ihrer Perſönlichkeit ging in der ſeinigen unter; ſie lebte nur in ihm und war mit allem zufrieden. So ging das Schickſal ſeinen Gang, das in jedem Menſchenleben aus vielen kleinen Zufällen und Zuſammentreffen endlich das unbeſiegbare der eignen Bruſt und das unüberwindliche der äußeren Welt wunderbar gegen einander

aufthürmt. Sonderbar iſt oft der unſichtbare Zuſammenhang der Begebenheiten und nur zu oft reiht ſich alles wunderſam an eine Kette.

Als einſt, — Klara war damals zehn Jahr alt, — eine alte Zigeunerin in dem Hauſe war, und von ihrer Mutter Almoſen empfing, erblickte ſie die Kleine und rief: Laß mich dem Kinde ſein Glück ſagen! Erſchreckt durch den Anblick der ſchwarzen dürren Geſtalt und noch mehr durch den Ausruf, verbarg ſie ſich. Doch ihre Mutter wurde böſe über ihre Furchtſamkeit, und hielt halb mit Gewalt die Hand des Kindes der Alten hin. Sie ſah dem Kinde tief ins Auge, hielt ſeine Hand feſt mit der einen, und die andre ruhte auf dem goldnen Köpfchen, deſſen lange Flechten mit blauen Bändern durchwunden, den Rücken herab fielen. Sie ſchüttelte ihr greiſes Haupt und ſprach dann mit hohler prophetiſcher Stimme und dem dunklen rollenden Blicke der Weißagung: „Du biſt zu treu in Deinen Gedanken! Thor, der feſthält auf der rollenden Kugel. Laß los, Kind! laß los!

Die Männer ſind falſch; traue keinem! ſey nicht allzu treu, es iſt Dein Unglück!!“

„Wenn's ſonſt nichts iſt!“ ſagte die Mutter lachend, indeß ſie ihren Schauer in dem Lachen verbarg, „das iſt heut zu Tage nicht ſo ſchlimm! Man bezahlt mit gleicher Münze, und liebt ſich mehr als ſie, ſo reicht's ſchon aus!“

Als die Alte noch beſchenkt und fort war, unterhielt ſie die Kleine von den Fehlern der Männer; von der Thorheit, ſein Glück auf dem Wege zu ſuchen; und ſpäter kam ſie oft darauf zurück, erregte Abſcheu in dem reinen Gemüthe, und ſchuf eine Geſtalt von dem Geſchlecht, daß es Klara floh, und von Natur ſchüchtern und in einer ſtillen Engelwelt wohnend, die äußre mehr und mehr ausſchloß. So entwickelte ſich eine poetiſche idealiſche Natur, in ſich ſelbſt zurückgezogen.

Ihre Mutter wollte ſie dadurch ſichern, daß ſie jede Gelegenheit hervorſuchte, um das Verhältniß ihres Geſchlechts zu dem männlichen, in ein für jenes ungünſtiges Licht zu ſtellen,

und die Ungerechtigkeit, die das Letzte sich dabei erlaubte, herauszuheben. Der Wankelmuth und die Sittenlosigkeit, immer auf Kosten des schwächeren Geschlechts, waren die Hauptbestandtheile, die sie dem Karakter der Männer gab. Es glückte ihr dabei, Klara vor den gewöhnlichen Männern zu sichern, aber tief in ihrem Gemüthe entstand nach und nach ein Ideal des Gegentheils dieser Weltmänner. Sie gab diesem keine bestimmte Form, nur einzelne Züge schwebten ihr vor, und Zurückgezogenheit von allen Weibern war der vorzüglichste dieser Züge.

Bei Starks erster Erscheinung sagte ein dunkles Gefühl, daß er etwas anders sey, als die Gewöhnlichen, und bei näherer Bekanntschaft nahm sie es immer mehr als Gewißheit an. Doch beschäftigte sich ihre Phantasie erst nach jener Unterredung mit der Tante mit seinem Bilde, und nun erschien es nach und nach als ihr Ideal. Wenn er nicht alle Weiber haßte, wie glücklich würde sein reines, edles Herz, seine feste unwandelbare Treue, seine

uneigennützige Tugend ein Weib machen; wie ſtolz ſeine Wahl die einzige Auserwählte. Seine hohe Tugend wäre ihr Schutz gegen alles — und wie ein glückliches Kind bliebe ihr ganzes Leben, ſo wie auch das ſeine rein, von der Welt unbefleckt. Sich ſelbſt dachte ſie noch nicht hinzu. Der ächten Weiblichkeit iſt es unmöglich, ſich neben einem kalt gleichgültigen Gegenſtande zu denken. Die Phantaſie muß die Möglichkeit, geliebt zu ſeyn, vorausſetzen, wenn ſie eigne Wünſche ſchaffen ſoll.

An einem ſchönen Abend kam Klara aus der Stadt, wo ſie eine Bekannte beſucht hatte. Sie war in ihrem Hauſe geweſen, wo Stark freier und froher als ſonſt ihr entgegentrat, und wie entfeſſelt von ſeiner gewöhnlichen Kälte freundlich zu ihr aufſah. Es war nur eine Minute, aber wie viel war ſie ihr! Sie mußte eilen, ſchon wartete der Vater, die Sonne neigte ſich und ſie war allein. Nie war ſie es lieber geweſen als jetzt, und voll von jener unbeſchreiblichen Empfindung, wo Friede und Freude einzig im Leben ſich die Hände bieten,

wenn der Frühling im Innern ſeine Wunderblüthen in reichen Knoſpen aufkeimen läßt, und die Ahnung im dunkeln Sinnen darüber hinweht — ohne Wünſche, ohne Hoffnungen — nur lebend in einem andern Leben, und im erſten Wonnegefühl des neu aufgegangenen Daſeyns — ging Klara den Weg durch die duftenden Gärten.

Es war ſehr warm und ſie ging ſchnell. Sie nahm den Sonnenhut ab, um die glühende Wange zu kühlen, da hörte ſie eine ängſtlich rufende Kinderſtimme in ihrer Nähe; ſie eilte ſchneller und kam dem Ort, wo die Stimme tönte, bald näher. Nur noch ein leiſer Ton und es war ſtill. Klara ſtand an dem kleinen Teich mit Schilf bewachſen, der am Wege lag, und indem ſie hier freier die Gegend überblickte, ſah ſie den Arm eines Kindes aus dem Waſſer kommen, die Hand griff begierig nach Hülfe. Sie rief laut nach Beiſtand; niemand war in der Nähe, und ſchnell ſprang ſie hin in den Teich, der nicht tief war, und watete durch den Schlamm zu dem Kinde, ergriff ſeine Klei-

der und hob es in ihre Arme; ſie ſuchte ſeinen Mund zu öffnen, um das verſchluckte Waſſer heraus zu laſſen; zugleich ſuchte ſie Athem einzuhauchen, der ſchon ſtille ſtand und erkannte nun die kleine Klara, ihr Pathchen. Sie eilte, das Ufer zu erreichen, nach großer Anſtrengung gelang es; das Waſſer reichte ihr kaum bis an die Bruſt, aber der Schlamm hielt ſie mehr. Eben ging ein Tagelöhner ihres Gärtners vorbei, den ſie rief. Er half ihr vollends heraus. Sie ſchickte ihn nun gleich nach Hülfe in die Stadt, und trug das Kind, das er ihr in den Garten tragen wollte, ſelbſt dorthin.

Kaum war ſie in den Garten gekommen, als ſie ohnmächtig hinſank. Zufallig holte die Köchin aus dieſer Gegend Küchenkräuter und brachte ſie durch ihren Ausruf: „Um Gotteswillen, wo kommen Sie her?“ zum Bewußtſein. Sie bat ſtille zu ſeyn, damit ihr Vater nicht erſchrecke und die Frau Kümmel zu rufen. Dieſe kam, als ſie Verſuche machte, das Kind wieder zu erwecken, ſich hatte ſie vergeſſen.

Ganz in der Stille ließ sie sich von diesen beiden in das Haus leiten; sie war zu schwach, das Kind zu halten, die Köchin trug es. Hier, als das Kind entkleidet und in wollene Tücher geschlagen gelinde gerieben wurde, kleidete sie sich erst um. Dann kam die ärztliche Hülfe, die sehr bald das Kind wieder erweckte. Voll Freuden darüber achtete sie ihres Zustandes nicht, und erst als der Arzt sie fragte, erzählte sie ihm, daß sie sich nicht wohl fühle, er verschrieb ihr etwas.

Als der Vater sie vermißte, ging sie in sein Zimmer und verschwieg ihm den Vorfall. Stark kam, sein Blick zeigte Ueberraschung, der Vater hatte nichts bemerkt, aber ihm fiel ihre Blässe auf. Er forschte theilnehmend leise, ob ihr nicht wohl sey. Sie erzählte ihm flüsternd, indeß der Vater Briefe durchsah, den Zusammenhang, und die größte Theilnahme war in jedem seiner Züge sichtbar. Er nahm zum erstenmale besorgt ihre Hand, und bat sie, sich recht zu schonen, es könnten sonst sehr üble Folgen daraus entstehen; und rieth ihr einige

Mittel an, um dieſe zu verhüten. Dann ging er, um die Kleine, ſeinen Liebling unter den Kindern des Gärtners, — ſie war es auch von Klara, — zu beſuchen. Das Kind erzählte ihm, ſie habe ihrer Pathin entgegen gehen wollen, und da habe ſie auf dem grünen Platze (ſie ſah den Teich mit Schilf bewachſen dafür an) eine ſchöne Blume geſehen, die habe ſie der Pathin mitbringen wollen, die die ſchönen Blumen ſo gern habe, und da wäre ſie ins Waſſer gefallen. Es war ein Kind von fünf Jahren. Indem es ſich hatte heraushelfen wollen, kam es nur tiefer hinein.

Am folgenden Morgen hatte Klara Fieber und eine unbeſchreibliche Mattigkeit. Stark, der herüber kam, um mit dem Alten über ein wichtiges Geſchäft, das eine Reiſe nöthig machte, zu ſprechen, war heute wie ſonſt kalt und gehalten. Er prüfte ihren Puls, rieth die größte Ruhe und wandte ſich dann zu den Geſchäften. Empfindlicher durch krankhaft angegriffene Nerven fiel ihr heute dies Betragen

ſchwer, und ſie unterdrückte eine Thräne, die erſte, die er ihrem Auge koſtete.

Das Fieber nahm jede Stunde zu, ſie mußte ſich zu Bette legen, da ſie erſt nur auf dem Sopha ruhte, und nach wenigen Tagen war ein Nervenfieber ausgebrochen. Die ſchnelle Erkältung, nachdem ſie ſo warm geweſen war, und eine nicht ganz angemeſſene Behandlung des Arztes hatte es herbeigeführt. Stark hoffte ſie geſund zu finden, und fand ſie in Phantaſieen; es war das erſtemal. Schmidt ſelbſt wußte nichts von der Gefahr, und ſchnell herübereilend rief er dieſem zu: „Ums Himmelswillen, Herr Schmidt, ſchikken Sie zu dem Hofrath Schultz, Ihre Klara ſtirbt, wenn nicht ſchleunige Hülfe kommt! Die Behandlung des alten Doktor Grimm bringt ſicher den Tod; ſie gefiel mir gleich nicht! und Sie wiſſen, ich bin der Sohn eines Arztes und dazu beſtimmt, lernte ich viel von der Arzneikunde. Es geht ſo übel, wie es nur gehen kann.“

Schmidt machte große Augen; Staunen und Schrecken wechſelten. Der Mann, der kalt wie Eis ſonſt da ſaß, ſtand nun mit glühenden Wangen, blitzenden Augen und von Begeiſtrung ergriffen, eine erhabene, hinreißende Geſtalt; der hohe Wuchs aufgerichtet durch ein höheres Leben. Der Gedanke, die geliebte Tochter iſt in Gefahr, verdrängte ſchnell dieſen Eindruck. „Der Hofrath wird nicht kommen! Sie wiſſen wohl, wie es die Herren machen, wenn man bei einem ihrer Herren Kollegen Hülfe ſuchte, ſo hilft der andere nachher nicht.“

„Laſſen Sie mich nur machen, ich bringe ihn gewiß her!“ dies ausrufend war Stark ſchon verſchwunden.

Nach dreißig Minuten trat er mit dem Hofrath in das Zimmer der Kranken, nahm ſie bei der Hand, und ſprach ermunternd ihr zu mit der ſanfteſten Miene, indem er dem Hofrath ihre Hand reichte und ihr Geneſung durch dieſen verſprach. Still hörte er dann des Arztes Urtheil, daß nur die ſchleunigſte Hülfe retten

könne, und lief, da er doch eben außer Athem erst gekommen war, selbst mit den Recepten nach der Stadt und brachte die Medizin sehr bald. Er gab ihr selbst ein und bereitete die Senfpflaster, die er ihrer Jungfer gab und dann zu dem Vater eilte, der voller Unruhe über des Arztes Urtheil ihn erwartete. Sein fester Gleichmuth richtete den Alten auf. Er blieb die Nacht im Hause, und fragte von Zeit zu Zeit die Wärterin nach der Kranken.

Am Morgen hatten die Senfpflaster gezogen, der Kopf war freier und die Gefahr vorüber. Das heitre frohe Gesicht, mit dem er hierüber mit der Kranken sprach, that ihr sehr wohl, so schwach und untheilnehmend sie übrigens war. Auserlesene Krankenpflege gehörte zu den seltnen Vorzügen dieses Mannes, und Klara wurde in der Viertelstunde durch seine milde ruhigzarte Aufmerksamkeit verwöhnt und vermißte ihn nachher sehr.

Regelmäßig kam er nun jeden Morgen und Nachmittag; eine neue vertrauensvolle Annäherung gaben diese Besuche. Kranke und

Kinder fanden hier das weichſte Herz, dies wußte Klara; doch auch die Geneſende behielt den Vorzug. Der ſonſt Wortarme erzählte oft; und beide theilten einander die Kinderjahre mit. Er ſagte ihr, wie er ſie achten lernte, und auch durch ſie mit ihrem Geſchlecht ausgeſöhnt werde. Und ſie fragte kindlich theilnehmend, warum er es haſſe? Ueberall, ſeit den erſten Jahren der Kindheit, lernte er es verachten, durch Lehrer und Jugendfreunde beſtätigt. Jene Freuden, die ſie rühmten, wurden ihm verhaßt. Er ſah manchen ins Verderben eilen, und dieſe Schuld trugen Weiber. In ſein eignes Schickſal hatten ſie überall feindlich eingewirkt. Er wollte, wie ſein Vater, Arzt werden, doch der Einfluß einer böſen Stiefmutter verbitterte und erſchwerte dies, entzog ihm des Vaters Unterſtützung, und ſo blieb ihm nichts übrig, als bei ſeinem Vetter, der Kaufmann war, Lehrling zu werden. Auch hier fand er wieder eine Megäre, die ihm ſeine Jugend verbitterte. Als Diener kam er zu einem andern Prinzipal, und fand ein Weib

ohne Tugend, die ihm Abſcheu lehrte vor dem Geſchlecht.

So lernte er böſe, zankſüchtige, leichtſinnige, laſterhafte, eitle und kokette Frauen kennen, und ein tiefes, unheilbares Mißtrauen ſetzte ſich feſt in ſein Gemüth. Herr ſeiner ſelbſt bot er Allen Trotz, und ſtand überall ein Felſ im Sturme. Dieſe Stunden der Mittheilung, gewöhnlich waren es die der Dämmerung, wurden oft verkürzt durch fremde Einwirkung. Klara fand ſich, ſo wie er ſie in ſeinem Geſpräche erwähnte, befangen, und konnte nie ausſprechen, wie lieb ihr das alles ſey, wie ſie ihr ſchöneres Daſeyn in dieſem Vertrauen, und in ſeiner Achtung des Lebens Gewinn fände. Zarte Weiblichkeit hielt ſie gefeſſelt, wenn ſie eben als ein reines Kind ſich ausſprechen wollte, wie die Vergangenheit ihr dunkel erſcheine, da ſie einen ſolchen Freund beſitze. Ein böſer Engel war vor ihr Paradies getreten, und hatte ſie in ſich ſelbſt geſtört und verſcheucht. Frau Kümmel ſaß ſtundenlang vor ihrem Bette und erzählte, wie verändert

Herr Stark ſey; jene Scene, als ſie in Gefahr war, und er zum Vater trat, — ſie hatte in einer Ecke geſeſſen, — ſchilderte ſie ſo lebhaft, und zeigte dabei, wie er daſtand, was er ſagte und that, und beſchloß ihre Erzählung immer, daß ſie nun ihrer Sache gewiß wäre, daß er verwandelt ſey, und ſie anbete. „Jedem ſeine Stunde kommt!“ dies waren ihre Worte, „auch ſeine iſt gekommen! und ich will es noch erleben, was ich mein Lebelang nicht geglaubt hätte und wenn ein Engel mir's geſagt hätte; das nie heirathen iſt bald geſagt und bald vergeſſen!“

Nur zu leicht nahm ihr reines Herz alles auf von einem Gegenſtande, der es längſt füllte; ſie fühlte nicht, welches Gift für ihre Ruhe dies war. Sie kannte keine Wünſche; den Ausſpruch des Nieheirathens hatte ſie als etwas durchaus Fremdes, mit dem ſie in keine Berührung kam, gleichgültig gehört, ſpäterhin bedauernd nur für ſein Glück beſorgt. Jetzt verfehlten die Worte der Frau ihre Wirkung nicht. Eine Möglichkeit erſchuf die Phan-

taſie, die vorher nicht in ihrem Gebiete lag. Sie geſtand ſich, daß er der einzige Mann ſey, der, wenn er ſie liebte, ihr höchſtes Lebensglück ausmachen würde.

Die Tante hatte ſie einigemale beſucht, auch ihre Kinder, und zufällig immer Stark da gefunden. Er floh nicht mehr ſo beſtimmt, wenn ein Frauenzimmer kam, und die Tante hatte die Art, wie Beide mit einander umgingen, bemerkt. Frau Kümmel zog ſie das nächſtemal bei Seite, und ſprach, wie von einer bekannten Sache von beider Vereinigung. Sie, die ſo gern plauderte, hatte dies Vielen vertraut. Die Tante glaubte es, und ſah überhaupt jene Weiberfeindſchaft als eine Unnatur an. Sie ſprach, da ſie Stark wieder da fand, der in einem jetzt viel geleſenen Romane blätterte, und einige Stellen vorgeleſen hatte, nachdem er weg war, mütterlich herzlich mit Klara, und drückte den Pfeil viel tiefer in das Herz. Klara bat ſie ängſtlich, von dieſen Ideen zu ſchweigen, die bis jetzt nicht in der Reihe der Möglichkeiten lägen, beſonders gegen ihren

Vater und den Onkel, was würde Stark dazu ſagen!

Die Tante ſah bald, wie ſie ſich durch den Schein betrogen habe und daß Frau Kümmel mehr ſähe, als wahr ſey. Sie ſagte Klara ſehr viel Vernünftiges, aber auch den geſcheuten Frauen iſt eine Anlage zum Heirathſtiften wie angeboren, ganz verwarf ſie dieſe Ideen nicht, und wenn ſie es auch gethan hätte, das Vorhergegangene war nicht auszulöſchen.

Das Anerkennen und Berühren einer ſtummen Liebe iſt eine Erklärung ihres Daſeyns, und von dieſem Daſeyn überzeugt zu ſeyn, iſt das gefährlichſte für ein Herz, wie Klara's Herz war. Ihr war dies das Höchſte; eine Vereinigung liegt heiligen Gemüthern immer in unendlich weiter Entfernung, und nicht, wie gemeinen Seelen, dicht daneben. Herz und Hand ſind ſo verſchiedne Ideen, wie dieſes und jenes Leben, ſie können glücklich ſeyn ohne die Letztere, nie ohne das Erſte. Doch dies begreifen wenig Frauen, und unter tauſend Männern nur einer.

Von dieſem allen, was um ihn her vorging, ahnete Schmidt nichts. Ihn beſchäftigten andre Dinge. Ein auswärtiger Handelsfreund, von Schmidts zunehmendem Wohlſtande unterrichtet, bat für ſeinen Sohn um Klara's Hand und wollte dieſen, der eben von Reiſen zurückgekommen war, nach ** ſenden, damit er ihre Bekanntſchaft mache, und wo möglich ihr Herz gewänne. Schmidt, der das F..ſche Haus als reich und ſolide kannte, und den Vater perſönlich, nahm es an und erwartete nun täglich den Sohn, der in ſeinem Hauſe wohnen ſollte.

Stark, der um alle Geheimniſſe des Alten wußte, hörte nun auch von der nahen Ankunft des Bräutigams, wie ihn jener — da er von ſeiner Tochter freiem Herzen überzeugt war, denn ſie behandelte ja alle junge Leute, die ſich ihr näherten, gleichgültig, und befolgte mit großem Gehorſam jeden Befehl, jeden Wunſch — nannte. Stark hörte die Nachricht gleichgültig an, kam aber den ganzen Tag nicht in den Garten und in dem Augenblick, als der

junge Mann eingetreten war, wurde dem Alten gemeldet: Herr Stark ſey auf einige Tage verreiſt. Schmidt fand nichts Zuſammenhängendes darin, aber die Liebe blickt ſchärfer. Auffallend war es für Klara, daß er am vergangenen Tage nicht herausgekommen, auffallender ſeine Reiſe, und ganz beſchäftigte ſie der Abreiſende; der Angekommene erhielt keinen Blick, ein leeres Wort der Höflichkeit. Dies war dem Alten unangenehm, und Tags darauf ſagte er ihr ſeinen Plan. Klara erſchrak, doch ſchnell gefaßt antwortete ſie: „Ich heirathe nie!“ Der Vater lachte, böſe werdend: „So wie Stark! und geht beide in's Kloſter; daraus wird nichts!“

„Ich bleibe immer bei Ihnen und heirathe nie, niemals lieber Vater!“ verſicherte ſie feſt und ernſt, zugleich heftig bewegt.

Der Vater kannte ihre Feſtigkeit, wenn ſie überzeugt war, und ſagte einlenkend: „Lerne den jungen Menſchen wenigſtens kennen, ich bitte Dich, liebes Klärchen.“ — Sie konnte nichts dawider ſagen.

Stark kehrte zurück. Seine erſte Frage war: „Wann iſt Hochzeit?“ mit einem eiskalten Geſicht.

„Niemals,“ antwortete der Vater: „Klara will nie heirathen.“ Er wandte ſich verdrießlich in das Fenſter, und dampfte heftig aus ſeiner Pfeife.

„Wenn Sie es wären!“ ziſchelte Frau Kümmel, die eben die Taſſen wuſch, „Sie ſtehen ihm im Wege!“

„Wer hat Sie gefragt!“ erwiederte er ſtolz. „So etwas kann nur alten Weibern träumen, ich heirathe nie.“ Kälter als je ſtand er da, grimmig faßte er die Unterlippe und verließ ſchnell das Zimmer.

Frau Kümmel war wie aus den Wolken gefallen. Ihr weiblicher Scharfblick hatte das Eis ſeiner Züge vorhin ſchmelzen ſehen bei den Worten des Vaters, und dies gab ihr den Muth; ſie glaubte vorhin für ihren Liebling Klara etwas zu thun, und ſchlich mehr beſchämt als erzürnt in ihr Stübchen.

Der Bruder Senator trat, wie ſie ging, herein, und fand ſeinen Bruder in der übelſten Stimmung. Heiter, — er war es bei ſeiner zahlreichen Familie und wenigen Mitteln immer, — fragte er, was es gäbe, und hörte die Geſchichte mit dem Bräutigam.

„Ich dachte der Stark und Klara würden ein Paar? die Stadt ſagts.“

„Du biſt toll, und die Stadt auch!“ lachte Schmidt mit gerunzelter Stirn und höchſt ärgerlich; „der und heirathen, wie käme das zuſammen? Denke doch an die Taſſe Schokolade! böte ich ihm Klara an, er würde auch danken, wie für dieſe. Ja, wenn er anders wäre, das gäbe ſchöne Tage. Doch was hilft ſolch Geſchnatter!“

Kälter als je war nun Stark. Er kam ſelten und konnte ein ſpottendes Lächeln nicht unterdrücken gegen den jungen F., der ihn dringend um ſeine Freundſchaft bat, was er froſtig ablehnte.

Klara war auf der Folter, ſie wollte dem Ding ein Ende machen, und ſagte nochmals

dem Vater und dem jungen Manne ihren Entſchluß, nie zu heirathen, der feſt ſey. F., der wirkliche Neigung für ſie in ihrer Nähe gefaßt hatte, war erſchüttert, ob er gleich geſehen hatte, wie wenig er hoffen konnte, und machte ſchnell Anſtalten zur Abreiſe. Er war keiner des gewöhnlichen Schlages und verdiente ein gutes Weib.

Nach ſeiner Abreiſe blieb Stark wie in ſeiner Anweſenheit, nur wurde der Spott zu kaltem ruhigem Ernſte, wie am Tage ſeiner Ankunft. Gegen Klara war er ehrerbietig aufmerkſam, doch zurückhaltend. Ihr von einer Laſt durch F.'s Abreiſe befreites Herz, wurde von einer größern niedergedrückt, und die Thränen konnten nicht mehr gezählt werden, die ſie vergoß.

Frau Kümmel ſchlich wie eine Sünderin ſtumm umher. Sie nannte nie mehr ſeinen Namen.

Der Herbſt brachte Alle zur Stadt zurück, doch veränderte dies nichts. Klara wurde täglich einſylbiger; ſie ſah wenige ihrer Bekannten

und vermied die Tante beſonders. Ihr Vater kränkelte und verließ nur ſelten das Zimmer, und Stark hatte mehr Geſchäfte zu beſorgen, als je.

Wenige Wochen, nachdem ſie in die Stadt gezogen waren, wurde der Vater bettlägerig und Klara verließ ſelten ſein Lager. Sie ſang und ſpielte ihm vor, las zuweilen und unterſtützte und pflegte ihn mit beiſpielloſer Geduld. Stark kam nun oft, um ſie abzulöſen, doch nahm ſie es nicht an. Gemeinſchaftlich ſorgten ſie für den Kranken. Stark war wieder der milde Krankenwärter, der aufmerkſame Geſellſchafter, aber Klara vermißte jenes Vertrauen. Befliſſentlich wich er jedem traulichen Geſpräche aus, und war allein mit ihr immer ernſt zurückgezogen. Sie rang oft nach Faſſung. Ihr reines kindliches Gemüth lernte trotzen, kalt zurücktretend that ſie ſich nur doppelt weh, tadelte ſich ſelbſt, und auf ihn hatte es keine Wirkung, als ein gewiſſes Staunen und nachher dieſelbe kalte Apathie.

Der Tod des Vaters gab dem gemarterten Herzen einen neuen Schmerz, und machte jenen ſtumpfer. Aeußre Stürme beruhigen das vom Sturm bewegte Herz oft, und ſie machte die Erfahrung; es wurde nach und nach ſtiller in ihrer Bruſt. Stark ſah ſie jetzt nur, wenn er von ihrem Vermögen mit ihr reden wollte, und ſie lächelte dann, wie aus einer andern Welt herüber.

Schmidt hatte ihn in ſeinem Teſtamente anſehnlich bedacht, er nannte dies einen Theil des durch ihn Erworbenen, das er durchaus annehmen müſſe, wenn ihm ſeine Ruhe lieb ſey. Hier zeigte ſich dieſer Mann recht edel.

Das Gerücht machte wieder ein Paar aus den jetzt weit von einander Stehenden. Man wünſchte dem Stark Glück, er ſagte ernſt: „Ich werde nie heirathen, am wenigſten eine reiche Frau; Mamſell Schmidt findet zehnmal beßre Parthien.“ Sie hörte es wieder und ſchwieg. Ein anſehnlicher Mann bot ihr ſeine Hand, ſie lehnte ſie beſcheiden, aber feſt ab.

Stark hörte es, und forderte ſeine Entlaſſung ſchriftlich.

„Mein Vater,“ ſchrieb Klara, „wünſchte die Handlung fortgeſetzt, und ich kann ihr nicht vorſtehen, da ich auf Reiſen gehen werde. Wollen Sie, aus Rückſicht für den Seligen, wie bisher, der Handlung vorſtehen, ſo werden Sie ſeine Tochter verbinden, wo nicht, ſo gebe ich Ihnen den Auftrag: ſie zu verkaufen.‘

„Klara.“

Der Menſchen Troſt, immer prahlend mit dem Sinn für Liebe und Treue, angezogen von jedem neuen Roman, und für ſeine Helden Thränen vergießend, brach, wie immer, den Stab über die arge Thörin; und ihre Bekanntinnen erwähnten ſpöttiſch lächelnd des thörichten Mädchens, in Furcht, man könne ſie in ähnlichem Verdachte haben, und dadurch eine gute Parthie verſcheuchen. Oft wurde Klara Glück gewünſcht zu ihrer Vereinigung, zuweilen aus Unwiſſenheit, zuweilen, um ſie dabei zu beobachten. Kleine

Dornenſtiche neben großen Wunden. Sie war zu groß, ſich zu verläugnen, hatte nie ſich verſtellt und war ſtolz erhaben in ihrem Gemüthe. Mußte ſie jenen Namen nennen, — ſie vermied es immer, — ſo war er von der hohen Achtung begleitet, die ſie dabei fühlte und ausſprechen wollte. Immer war ſein Andenken von ihr gefeiert, ſo lange ſie athmete.

Sie machte in der Stille ihr Teſtament, worin ſie die Hälfte ihres Vermögens an Stark, die andre Hälfte ihrem Onkel vermachte, der ſchon durch den Vater ein anſehnliches Kapital erhalten hatte, und theilte ſchon jetzt alle Kapitalien mit dem Onkel, doch mit dem Beding, daß ſie in der Handlung blieben und er nur die Zinſen zöge. „Ich mag nicht reich ſeyn!“ ſagte ſie der erſtaunten Tante. Dieſe drückte ſie weinend an ihr Herz; „Du wirſt gewiß noch glücklich ſeyn!“ rief ſie. Sanft ſchüttelte Klara den Kopf und entzog ſich ihr.

Der größte Kampf in dem Leben iſt der, wenn der ſchöne Traum von Glück ausgeträumt

iſt, und das Herz ſich von allen Hoffnungen der Jugend, von allen Wünſchen losreißen muß, um feſt das Leben überſchauend, durch eigne Kraft dazuſtehen, und nur eine Idee zu realiſiren, nützlich, thätig zu ſeyn. Iſt der Sieg erkämpft endlich, und, ach! nach wie unendlichen Schmerzen, dann mag immer noch einmal die Täuſchung ihre Wunderbilder vorgaukeln, dann mögen Hoffnungen wie erwachte Leichen hervorkommen, und die Menſchen um ihn her ſagen: „Du wirſt noch glücklich ſeyn!“ er lächelt wehmüthig der Erinnerung zu, und ſchüttelt ungläubig das erfahrene Haupt. Dann hält er den Pfeilen des Schickſals eine eiſerne Bruſt entgegen, ſie hinterlaſſen Spuren, aber keine Wunden. Aus dieſem Kampfe geht die Unbeſiegbarkeit hervor.

Des Vaters Haus zu verlaſſen, jede Stelle, die ihr lieb und theuer war, ach, und das Theuerſte! das ſie nun nie wiederſehen ſollte, wie griff dieſer Gedanke in ihr Inneres; doch es mußte ſeyn! Der Sieg errungen, mußte behauptet werden, und heimlich hatte ſie alles

veranſtaltet. Ohne Abſchied, dieſer hätte ihre Kraft gebrochen, und ſchwach ſollte ſie der Starkere nicht ſehen, verließ ſie das Haus um Mitternacht, da alles ſchlief. Doch im nächſten Städtchen, einige Meilen von H. mußte ſie liegen bleiben, häufige Ohnmachten und eine gänzliche Körperſchwäche nöthigten ſie zu dieſem Aufſchub der Reiſe.

Erſchüttert ſah Stark die verlaßnen Zimmer und ihre Aufträge, die Dienerſchaft, die durch Legate des Alten bedacht war, zu entlaſſen, und die Zinſen von der Hälfte ihres Vermögens dem Onkel auszuzahlen. Dies war Ernſt. Er ſetzte ſich an ihren verlaßnen Schreibtiſch, und geſtützt in die Hand blieb er lange in Gedanken. „Nun iſt ja alles überſtanden!“ ſagte er feſt; der Onkel, der eben herein trat, hörte es und ſagte haſtig: „Iſt's wahr? iſt ſie weg?“ „Ja!“ erwiederte Stark mit ernſtem Geſicht. „Ich habe Aufträge an Sie,“ und ſprach weiter von den Geſchäften.

Klara reiſte. Ihre treue Gertraud, die Jungfer, begleitete ſie, und ein alter Diener des Vaters, der ſie noch auf den Armen getragen hatte. Er wußte die Geſchichte mit der Zigeunerin: oft mußte er ſie erzählen; Klara lächelte wehmüthig dazu.

Nach drei Jahren kehrte ſie in ihr Vaterland zurück, und miethete wenige Tagereiſen von ihrer Vaterſtadt ein kleines Landgut, nahm mehrere Waiſenkinder von wenigen Jahren zu ſich und erzog ſie. Es wurde nach und nach eine weitläuftigere Erziehungsſchule, keine Penſionsanſtalt. Sie war im ſchönſten Sinne Mutter der Kinder, ihre Liebe, ihre Geſpräche, die hauptſächlichſte Erziehung; herrlich gedeihend wuchſen die Kinder empor. Sie lebte höchſt einfach, und legte alles Erſparte für die Kinder zurück. Mitten in ihrer Thätigkeit rief der Tod ſie leiſe ab. Ihre Kräfte ſchwanden, ihr ſelbſt nicht bemerkbar, wenigſtens äußerte ſie nie etwas darüber, brauchte auch gelaſſen die gegebnen Arzneimittel, ward aber immer freudiger, je näher ſie dem Ziele kam.

Vor ihrem Tode trug ſie ihren Leuten auf, ſie in dem Garten ihres Vaters, an der Stelle, wo ſie als Kind ihr kleines Gärtchen hatte, zu begraben. Gertraud und der alte Diener befolgten ihren Willen, und dieſer ließ ihr einen einfachen Stein errichten mit der Aufſchrift: **Hier ruhet in Gott eine treue Seele.** Als eben das Grab gehügelt wurde, trat Stark hinzu, und las den Stein, der eben aufgerichtet werden ſollte. Ein leiſer Zug von Wehmuth zog ſich um den feſt geſchloſſenen Mund, er nickte bejahend, und ein Seufzer wurde gewaltſam unterdrückt. Da erzählte der alte Diener die Geſchichte der Kindheit, den Ausſpruch der Zigeunerin. „Sie hatte Recht, die Alte!“ ſprach der Onkel laut weinend.

„Dies Leben iſt ja nur ein Augenblick!“ ſagte Stark langſam, aufwärts zeigend; ſegnend legte er die Hand auf den Hügel und ging weiter. —

Das Teſtament.

Bruchſtücke aus Briefen.

Klotilde an Wilhelmine.

1810.

Daß ich mit der Veränderung des Wohnortes und der Verhältniſſe ſehr zufrieden bin, wollte ich Dir, meine Wilhelmine! nach mehrern Briefchen, in denen nur vom Augenblick flüchtig die Rede war, heut ausführlicher ſagen; Dich verſichern, daß ich recht nach meinem Sinne, recht gemüthlich lebe. Doch ich ſehe Dich lächeln, recht ſchelmiſch; nehme es aber nicht übel, wenn Du damit ſagen willſt: „Das Herz hat mehr Antheil an Deiner Zufriedenheit, als das Gemüth.“ Ja, ich bin ſehr glücklich, daß Woldemar eben hier iſt; aber wäre mein Herz frei, ſo würde ich dennoch ſagen, daß ich

hier gemüthlich lebe, es sagt mir alles, was ich die kurze Zeit sah und hörte, mehr zu, als in G. Ich gehöre in jeder Hinsicht zu den seltnen Ausnahmen, die durch den Wechsel alles dessen, was sie umgab, glücklicher, zufriedner würden. Doch nein, nicht in jeder Hinsicht! Die Abwesenheit von Dir thut mir sehr weh; ich vermisse Dich immer, nur dann nicht, wenn Woldemar bei mir ist, dies ist aber selten. Du weißt, meine Mutter ist streng, sie will nicht, daß er hier als Liebhaber, wie sie sagt, in unserm Hause vor den Augen des Publikums aufgenommen werden soll, da die Verhältnisse ihn noch nicht zum Verlobten weihen. Sie hat in ihrer Ansicht ganz recht, die gute Mutter! Dies, und daß wir uns in sechs Monden nicht sahen, hat den Vorfrühling, wo, wie Jean Paul sagt: „Seufzer noch zu laute Worte sind, und wo jede Seele in ihrer dunklen Hülle für die andre reift:“ in den Frühling zurückgeführt. Du nanntest diese Zeit immer die schönste, da Du doch Gattin und Mutter bist, und ich widersprach

nie. Mich entzückte dieſe Zeit immer, wenn ſie in der Natur wiederkehrte, und mit begeiſterter Freudigkeit ſehe ich jetzt hinab in die ſchönen Thäler, in denen das neue Grün in zarten Halmen hervorſprießt, und an den Zweigen die jungen Knospen ſchwellen, und der helle Sonnenſtrahl darüber hinglänzt und Leben und Schönheit hervorruft.

Ich gehe mit meiner Mutter oft ſpaziren, und da ſie nicht weit geht, ſo beſuchen wir, wie gewöhnlich, den Spaziergang nach der Stadt, wo uns Woldemar begegnet. Die Liebe hat eine geheime Sympathie für ihre Eingeweihten; ich verfehle es nie, wenn er vorbeigeht, wenn dies auch nicht um eine beſtimmte Stunde iſt; und eben ſo iſt er uns noch jedesmal begegnet. Wie macht ein Blick ſo glücklich, ſo unausſprechlich froh, und zu jedem Geſchäft aufgelegt, nichts ſcheint da zu ſchwer, und alles gedeiht ſchnell und gut unter den Händen.

Nun muß ich noch das Gemüthliche der Umgebung erwähnen. Ich wohne gern entwe-

der ganz einſam, in einem einzelnen frei ſtehenden Hauſe, wo jeder Sonnenſtrahl ins Fenſter fällt, und man den Mond und die Sterne immer begrüßen kann, wo ſie in jeder Stimmung den Troſt beſſrer Welten in die Seele rufen. Oder in einer engen lebendigen Welt, umſchloſſen von Häuſern und Nachbarn, wo ich mit jedem Blick hinaus ein menſchliches Gefühl mit hereinbringe. Bin ich unzufrieden, wandelt mich die Laune an, und ich ſehe hin wie der Leinweber gegen über raſtlos das Schiffchen hin und her wirft, alle paar Minuten inne halten muß, um anzuknüpfen; und ſo ſechs Tage ohne Aufhören, knüpft und webt — dann ſchäme ich mich meiner Ungeduld. Oder, wenn ich den Schuſter, den Schneider ſehe, gedrückt in die dunkle ſchmutzige Ecke, wo er ſein Lebelang arbeitet, ſorgt, und dennoch fröhlich dabei ſingt — dann fühle ich mich weh und wohl, ein Menſch zu ſeyn — und meine Leiden und Freuden werden mehr als verdoppelt. Ich genieße den Sonntag mit einem Gefühl der Weihe, wenn ich in den gelüfteten

reinen Stübchen die froh genießenden Menschen ihre Schüssel Fleisch des Mittags verzehren sehe; wie da die Kinder einmal überall im Stübchen an ihrem Orte sind, wie sie die neuen Schuhe und das neue Jäckchen so froh einander zeigen. Wie sie Abends vor den Hausthüren jubeln, wo nun die Eltern stehen oder sitzen. O, wer ist so glücklich dann wie der Handwerker! der in der bequemen Sonntagsjacke da sitzt, mit der reinen weichen Mütze das Haupt umhüllt, das er nun so frei und froh erhebt, da er es sechs Tage mit Schweiß bedeckt zur Erde bog. Jetzt so friedlich kleine Wölkchen aus der Abendpfeife zieht, mit der Seelenruhe des Sabbaths, die überall auf der stillen Straße sich ausspricht; den Säugling auf dem einen Kniee, am andern spielt ein älteres, indessen die neben ihm sitzende Mutter den Salat liest, die köstlichste Abendspeise diesen Genügsamen. Wenn ich mich so still in ihr Leben versenke, wie liebe ich diese meine Brüder und Schwestern! Wie fühle ich so bewegt, daß wir alle nur eine große Familie ausmachen des

großen guten Vaters. Ach, die großen Geister reden begeistert nur von der Menschheit und vergessen des Menschen so gar oft, aber die Gemüther fühlen das Weh und Wohl Aller im Einzelnen.

Hier bin ich so recht eingeschlossen. — Als ich den zweiten Tag unsers Hierseyns den fröhlichen Jubel unten im Hause mit ansah und hörte (unser Hauswirth, ein Schuhmacher, hatte Hochzeit; und es wurde da recht viel getanzt und gelacht, so daß wir noch spät die rauschende Musik heraustönen hörten. Und dann den Tag darauf einen kleinen Sarg aus dem Hause des Leinwebers drüben tragen sah, hinter dem die verzweifelnde Mutter herstürzte. Der Mann hielt sie auf und tröstete: „Gott hats gegeben, Gott hats genommen, sein Name sey gelobt!“ mit der bleichen kummervollen Gestalt, aber mit dem Frieden der Gottseligkeit darüber hin) — da, liebe Wilhelmine, da war ich einheimisch hier; da blieb nichts Fremdes mehr, und die enge kleine Straße wurde meine Welt.

Gerade meinen Fenſtern gegenüber habe ich eine erfreuliche Ausſicht, die gegenüber ſind mit den ſchönſten Blumen angefüllt, die eine Fremde ſehr ſorgſam pflegt. Noch habe ich dieſe nur Augenblicke geſehen, wenn ſie die Blumen begießt, oder ſie ſtützt; aber dieſes Geſicht hat etwas Anziehendes für mich. Es iſt eine alte Perſon, und Du weißt, die haben es ſelten für Junge; auch war dieſe nie ſchön, aber ſie ſcheint mir Aehnlichkeit mit der ſeligen Großmutter, die ich ſo ſehr liebte, zu haben, und iſt, wie die war, ein Bild der Reinheit.

Lebe wohl und küſſe mir Deinen kleinen Friedrich!

Meine Nachbarin drüben wird mir täglich intereſſanter, ohne ſie noch geſprochen zu haben. Wir haben beide unſre Fenſter offen, um die herrliche Luft einzuathmen, die jetzt, wie nie im Jahre ſonſt, duftet und beſeligt. Ihre Hyazinthen, Veilchen und Tazetten

senden mir nachbarlich ihre Düfte, und ich genieße ihren erfreulichen Anblick mehr als sie selbst. Ich habe nie so kräftige gepflegte Rosenstöcke gesehen, so frische Myrthen, Reseda und Laurus dinus. Du weißt, wie ich die Blumen liebe, und ich will dort um Unterricht bitten, wie sie sie pflegt? Doch mehr als dies wird Dich gutes Mütterchen interessiren, daß meine Nachbarin Kinder pflegt und unterrichtet. Die von ihrem Hauswirth, dem Leinweber, und eines von dem Schneider neben an, die sehe ich täglich hinauf gehen. Ihre Fenster sind niedriger als die unsern und da sehe ich, wie sie früh die Kinder sorgfältig wäscht, und dann um den Tisch setzt, mit ihnen plaudert, ihnen Bilder zeigt, oder sie lesen und schreiben lehrt; und immer beschäftigt. Wie gern sie bei ihr sind, sieht man an den kleinen frohen Gesichtern. Nach einer Stunde theilt sie Weißbrot oder Obst unter sie aus, und dann setzt sie sich an ihre Arbeit, indem sie mit ihnen spricht.

Was mich vor allem anzieht, iſt die ſeltne Heiterkeit, dieſes verblaßten eingefallnen Geſichts. Dieſe freundlich kindlichen Augen, in dem Greiſen-Antlitz. Die beſtändige Thätigkeit, keine Minute ſehe ich ſie müßig. Ob ſie gleich immer nah den Fenſtern iſt, ſo ſehe ich doch nie, daß ſie hinaus ſieht, um der Langeweile zu entfliehen und die Vorübergehenden zu muſtern. Immer iſt ſie allein; wir wohnen nun ſchon vier Wochen hier, aber noch ſah ich niemand bei ihr, als Kinder. Oft ſchreibt ſie, lieſt viel und arbeitet noch mehr.

Ich habe mich bei unſern Hausleuten erkundigt, wer ſie ſey? und hörte, ſie ſey hier ganz fremd; wohne erſt ſeit einigen Monaten hier, und lebe ſehr eingezogen, ginge nicht aus ꝛc. ꝛc. Man ſchien ſich zu wundern, daß ich nach ihr fragte. Das Alter hat für Fremde nichts Anziehendes, es iſt wie eine Art Krankheit, die nur von den bekannteſten Lieben geſchont, gepflegt, geliebt wird. Iſt es einſam, ſo ſteht der Menſch mitten unter Menſchen als ein Einſiedler. Doch eben darum zieht

mich an, dieſes ſtille Daſeyn — das Alter da drüben unter Blumen und Kindern; ein großes Kind am Grabe!

Geſtern hatten wir viel Geſellſchaft, Woldemar war auch eingeladen, er kam früher, und ich war ſeit lange einmal mit ihm allein. O Wilhelmine, wie glücklich bin ich! wie liebt er mich, wie iſt er ſo ganz mein zweites Ich. Dieſe Seligkeit der Liebe und Freundſchaft zugleich, dieſes leben im Andern — dies Verſtehen jedes Blickes und Wortes — wie wenigen ward dies zu Theil! Mit jeder Annäherung an ſein Gemüth blicke ich tiefer in das meine. Und wenn er von der Kindheit, von Vergangenheit und Zukunft — Sehnſucht und Hoffnung redet, ſo ſpricht mein ganzes Weſen mit, ſo bin ich nur ſein leiſes Echo. Nur ein zitterndes Verſchämtſeyn hält meine Zunge gefeſſelt, er muß es in meinen Augen leſen, ſagen kann ichs nicht.

In einer von den wenigen Minuten, in denen ich unbemerkt mit ihm im Fenſter reden

konnte, zeigte ich ihm die schönen Blumen meiner Nachbarin, und sagte ihm von ihr. Die Gesellschaft nahm mich bald wieder in Anspruch. Die Menschen sind mir recht angenehm hier, nur nicht in seiner Gegenwart, da erbleichen alle Farben und jede Unterhaltung ist mir eine lästige Fessel. Nur seinen Tönen horcht mein Ohr und wenn Engelzungen redeten — dieses rein menschliche Gemüth spricht sich anziehender im stillen Blick, im frommen kindlich liebenden Worte, im leisen Händedrucke aus.

Heut früh hat er mir Blumen geschickt. Eine herrliche weiße Hyazinthe, einen Topf mit Maiblumen. Ein Myrthenbäumchen und einen Rosenstock, an dem die Knospen kaum sichtbar sind; diese muß ich in besondere Pflege nehmen, es ist so schwer, die Rosen zur vollen dauerhaften Blüthe zu bringen. Ich sah meine Nachbarin drüben im Fenster sitzen; und schnell sprang ich auf, und eilte hinüber um sie zu besuchen. Mein Erscheinen überraschte sie. An dem Roth, was über die Wange flog, sah ich,

wie jugendlich zart empfänglich dieſe Seele noch jedes Eindrucks war, trotz des Schnees, der ihr Haupt deckte. Nichts von jener Zuverſicht, und wörtlichen Salbung, die neben den Runzeln geſetzmäßig den Scepter führt über die Jugend.

„Welches Anliegen,“ fragte ſie mit jungfräulicher Stimme und freundlichem Blick, „führt meine liebe Nachbarin zu mir?“ Da ich verlegen an der Thür ſtehen blieb, denn erſt jetzt hatte ich bedacht, wie dreiſt ich war. Ich nahm ihre Hand: „Mein Herz zog mich her, ſchon oft wollte ich zu Ihnen kommen. Jetzt habe ich auch ein Anliegen! Ein liebes Blumengeſchenk giebt mir den Wunſch, von Ihnen belehrt zu werden, wie ich ſie pflegen muß und erhalten kann?“

Sie umarmte mich, und dieſe Umarmung hieß mich auf immer willkommen. Wie ſo ganz anders war dieſe herzliche Milde, dieſe einfache Bedeutenheit, als das gewöhnlich Gebotne. Sie führte mich zu dem Stuhle neben

dem ihrigen, und fragte, was für Blumen ich habe? und ich nannte sie ihr.

„Die Hyazinthe steht, wie alle Kraft, gern kalt, hell und rein für sich. So auch die Myrthe; zur Blüthe kömmt diese selten und ein schöner langer Frühling allein bringt sie. Die Maiblume Hoffnung und Unschuld will den gemäßigten Lenz, halten Sie diese im Zimmer nach dem Lichte, doch nicht in der Sonne. Die Hoffnung welkt ohne Nahrung; diese muß fleißig begossen werden, und die Blüthe beschützt vor Staub und Ungeziefer. Die Rose" — sie hielt inne und ein leiser Zug um den Mund gab dem ganzen Gesicht eine Wehmuth, die leicht darüber hinschwebte, und gleich verschwand. Sie drückte meine Hand sanft: „Ihre Pflege gelingt nicht immer, nicht jedem. Vielleicht ist diese Hand segensreich, und auch die, aus der sie kam. Zu große Wärme ist ihr Tod; keine der Knospen kömmt hervor, wenn sie nicht davor beschützt wird. Sie darf nie die Stelle wechseln, muß von oben wie vom Thau des Himmels benetzt werden, und durch-

aus Sonne haben, ohne dieſe kömmt ſie nicht. Die Liebe braucht ja die ganze Pflege des Gemüthes, den Segen des höheren Lebens, und den Schutz des Glücks, wenn ſie hier blühen ſoll — auch den der Erfahrung.“ Sie ſtand auf, und machte von dem im Nebenzimmer ſtehenden Roſenſtock, deſſen Knoſpen halb geöffnet waren, eine Schutzwand gegen die Zimmerwärme los von dem Topfe und reichte ſie mir. Ich weigerte mich ſie anzunehmen: „der wird ſonſt trauern,“ auf den ihren zeigend, ſie lächelte harmlos: „Hier iſt die Roſenzeit ja längſt dahin. Ich will den doch ſichern. Nüzzen Sie meine Erfahrung.“ Sie reichte mit einem bittenden Blick die Schutzwand, und bat mich dann, ſie doch bald wieder zu beſuchen; jetzt aber zu eilen, denn meine Knoſpen könnten bald von der Stubenwärme welken. Die Schutzwand iſt von Pappe, wird an den Topf feſt gemacht, und geht höher hinauf als die Blüthen reichen; gegen das Fenſter bleibt die ganze Seite frei.

Indem ich nun meine Blumen nach ihrem Ausſpruch ordne und ſchütze, beſchäftigen ihre Worte meine Gedanken. Das Kleinod eines ſeltnen weiblichen Weſens hatte ich auch hier gefunden; und empfand mit Wehmuth, wie reich ich durch Dich war und bin, und wie mein Reichthum noch durch ſie vermehrt iſt. Wäre ich ohne Dich, was ich bin? und nun dieſe Worte, die ich hörte. Dieſe Töne, ſie beleben das höhere Leben meiner Bruſt. Ein guter Geiſt wohnt darin, der mich anſpricht als wenn Woldemar in jenen ſeltnen Momenten, wo wir, wie fromme Kinder unſre innerſten Gedanken tauſchten, zu mir ſprach. Ich weiß nicht, warum mir dort alles ſo wehmüthig heilig war, es war da nichts, was mir auffiel, und doch ergriff mich der Eintritt wunderbar. Nichts ſprach zu meiner Phantaſie, alles war höchſt einfach, und der kindliche Ton, die Ruhe in der Geſtalt, gab den Worten voll Sinn, eine einfache befriedigende Hülle. Ich werde bald wieder hinüber gehen; es zieht mich dorthin.

Neulich fand ich meine Nachbarin, wie ſie einem der Kinder ein eben fertig gemachtes Kleidchen anpaßte, das ſie aus einem der ihrigen gemacht hatte. Die mütterliche Freude, die Liebe, die aus ihren Blicken ſprach, war mehr als die Gabe; auch fühlen dies die Kinder, die beſten Ausleger wahrer Liebe. Die einfache Art, wie ſie jedem eins zu machen verſprach, und alle gleich erfreute, zeigt mir, daß ſie die Kindheit durchaus kennt und verſteht. Meine Ankunft ſtörte ſie nicht, ſie bot mir die Hand freundlich und miſchte mich ins Geſpräch. Die Kinder arbeiteten alle. Die Kleinſten wickelten Garn oder zupften Läppchen, und lernten einzelne Buchſtaben. Den beiden Größten lehrt ſie nähen und andre weibliche Arbeiten. Hauptſächlich redet ſie viel mit ihnen, und es ſcheint dann, als hätte ſie immer nur mit Kindern geredet. Sie kommen alle Morgen. Nachmittags iſt ſie allein. Ich ſah mich heut in ihrem Zimmer um und fand nichts Ungewöhnliches. Ein Fortepiano, und

wenige, doch ſehr ausgeſuchte Kupfer, ſind der einzige Schmuck deſſelben.

Einige Tage ſpäter war ich in der Dämmerung allein. Woldemars Abweſenheit, — er war in K. um dort für ſich wirkſam zu ſeyn, — hatte mir eine trübe Stimmung gegeben. Ich fand es jetzt hart, daß ich ihn nicht täglich hatte ſehen dürfen, als er hier war; und tauſend Ideen von Gefahr ſchwebten vor der geängſtigten Seele. Du kennſt gewiß dieſe Stimmung mit allen ihren Dornen, wenn die Phantaſie krankhaft aufgeregt ſich nicht wieder zurecht finden kann und dann die Erde als ein großes Leichenfeld erſcheint und das Leben wie ein langer Seufzer. Ich weiß, daß man ſich da aus ſich ſelbſt reißen muß, um zu geneſen, aber auch, daß eine große Geſellſchaft nicht dazu geeignet iſt; ſie zerſtört gewaltſam, löſt nicht ſanft die Laſt der gedrückten Bruſt — dies thut nur die Unterhaltung einer zarttheilnehmenden Seele über den Gegenſtand, der uns beunruhigt. Die Eltern hatten mir nachgegeben, ohne mich die große Geſellſchaft zu be-

ſuchen. Jetzt fiel mir ein, Charlotten aufzuſuchen; ſie war die Einzige, von der ich wußte, daß mir wohl werden würde.

Auf ihrer Treppe hörte ich ſchon leiſe Töne, und als ich der Thür näher kam, ſchwollen ſie zu vollen reichen Accorden. Sie ſang einen Choral und in dieſen langen gehaltnen Seufzern ihrer frommen Bruſt löſte ſich die Laſt der meinigen. Ueber dieſe Stimme haben die Jahre nichts vermocht; ſie gehört der Seele an, und blieb dieſelbe. Erinnerſt Du Dich wohl, wie wir einmal der Fremden horchten? der alten Schweſter eines der berühmteſten Dichter, und wie der Vater ſagte: „Die Jungfrau ſingt als habe ſie immer nur Himmelsſpeiſe genoſſen;“ ſo eine Stimme hörte ich da wieder.

Ich öffnete leiſe; ſie ſah mich und fand langſam auf, ich konnte bei der Dämmrung doch noch ihre freundlichen Züge erkennen, und fühlte den ſanften Druck der milden Schweſterhand. Ich ſagte ihr, wie ihre Töne

den unruhigen Geiſt beſchwichtigt hätten, der mich, wie einſt den König Saul, heimgeſucht habe. Nicht umſonſt ſagte mir eine Ahnung, daß ich hier geneſen würde. „Ich habe nicht geglaubt,“ erwiederte ſie mild, „daß irgend ein andrer als der gute Geiſt der Ruhe Macht über Sie gewinnen könne. Ein ſo ſeltner Friede ſpricht aus ihren Zügen; ich habe nie bei der Jugend die Harmonie des Innern zum Aeußern gefunden. Das Schickſal, und — Sie ſelbſt, müſſen vereinigt auf recht ebner Bahn geführt haben. Ich kam erſt ſpäter dahin, obgleich mein Leben nie durch mich ſelbſt zerſtört wurde; ich mußte viel geben, um den Frieden zu erkaufen. Was hat den Ihren jetzt auf Augenblicke geſtört? mein gutes Herz!“ ſagte ſie dann nach einigen Minuten, und drückte meine Stirn ſanft an ihre Bruſt.

Nie erinnre ich mich, mit mehr Liebe an dem Mutterherzen geruht zu haben; es war ein kindlich liebendes jungfräuliches, und ich kannte das meine mit allen Freuden und Lei-

den ausschütten. So ruhte ich lange, lange an ihrer Brust; und als ich von meiner ersten Bekanntschaft mit Woldemar, meiner stillen Liebe, mit der so wohlthuenden Umständlichkeit erzählte, und so jede Empfindung zurückrufend in ihrer glücklichen Feier mich verlor, fühlte ich eine Thräne auf meiner Wange; sie drückte mich leise an sich und sagte: „Du wirst glücklich seyn!“ Der eben hervortretende Mond erhellte das dunkle Zimmer, und ich blickte auf in ein verklärtes Angesicht. Die Freude lag zertrümmert neben dem Leben, aber der Friede Gottes floß wie ein Heiligenschein um die Verklärte. Ich empfand in diesem Moment, daß es etwas viel Höheres gebe, als das höchste Glück, und ich konnte nichts mehr wünschen für Sie und mich — die Ewigkeit allein füllte mein Gemüth.

Der Brief von Woldemar, den ich Dir hier beilege, hatte mich unendlich erfreut.

Du ſiehſt daraus, daß ich ihn wieder hier erwarten kann; ſchicke mir den Brief ja gleich wieder, ich habe Dir dadurch bewieſen, wie ſehr ich Dich liebe, daß ich mich ſo lang davon trenne; doch laſeſt Du noch wenige von ihm, und Du entbehrſt dabei. Auch Charlotte hat ihn geleſen. Er hatte mir eine Stimmung gegeben, die geſtern durch den ſchönſten Frühlingstag zu einer begeiſterten Wonne erhöht wurde. Das Zimmer war mir zu eng, und ich bat Charlotten, mit mir einmal ins Freie zu gehen. Sie war noch nicht bis auf die Straßen gekommen, und ich glaubte, weil ihr die Stadt und jede Umgebung fremd ſey. „Es iſt Sünde gegen ſich ſelbſt, und die Natur, daß Sie den entzückenden Frühling vorübergehen laſſen, ohne ihn zu genießen,“ ſetzte ich hinzu. Sie lächelte, und ſtrich mir freundlich über die Augen. „Ich habe viele Frühlinge kommen und gehen ſehen, und hoffe nun auf den unvergänglichen; doch es ſey!“ Sie holte ein Ueberkleid und zog einen Schleier

über ihre Haube; und reichte mir dann die Hand. Ich fühlte, als wir hinaustraten, ein leises Beben derſelben, ſie hüllte ſich tiefer in den Schleier, und ging jugendlich ſchnell.

Wir ſtanden bald auf einer herrlichen Anhöhe. Die Gegend, immer ſchön, war himmliſch! Eine Blüthenwelt glänzte im Sonnenlicht. Das ſchöne Thal lag unten ausgebreitet, wie ein Eden. Die wunderſchönen Gruppen der Bäume, der zarte Raſen zwiſchen dieſen, von dem Fluß durchſchnitten, der wie ein ſchimmerndes Perlenband in die Ferne ſich verlor. Die Luft mild, duftend, rein. Friſch die Natur wie am erſten Tage der Schöpfung. Charlotte blieb ſtehen, das Gehen hatte ſie erſchöpft, ſchlug den Schleier auseinander, und jetzt mit einem Blick die Gegend überſchauend, überraſcht, athmete ſie tief auf, breitete die Arme aus, und rief: „Mein Jugendland!!“ Nie werd' ich den Ton, den Blick vergeſſen. In der Bruſt wohnt ein ewiger Frühling, er brach hindurch, wie die Sonne durch Schneegewölk.

Eine Todtenbläſſe bedeckte das Geſicht, ohnmächtig ſank ſie an meine Bruſt. Ich fühlte mein ganzes Weſen ergriffen, und was ich empfand, kann ich nicht ausſprechen. Bald erholte ſie ſich, und indem ſie nochmals die Gegend überſah, ſagte ſie mit einem ſeligen Lächeln: „Und hier werd' ich ſchlafen!“ Ich drückte ſie an meine Bruſt, und Thränen ſtürzten aus meinen Augen. „Weine nicht,“ ſagte ſie, mit der ihr eignen Ruhe, „ich habe lang gewacht, geweint. Wie ſüß wird der Schlaf ſeyn, und wie ſelig das Erwachen hier.“ Ein Blick der hohen Begeiſtrung überſah noch einmal die ganze Gegend, dann zog ſie den Schleier über, und ergriff meinen Arm um zurückzugehen. Ich fühlte ein leiſes tiefes Beben ihres Körpers.

Eins der Kinder brachte, bei unſern Eintritt in das Zimmer, Briefe. Charlotte öffnete ſie mit dem heitern Gleichmuth, den ich an ihr gewohnt bin, und ſagte freundlich: „Von meinen Pflegekindern, und den guten Schweſtern.“ Nachdem ſie einige Blätter ge-

leſen hatte, bot ſie ſie mir. „Wie viel Liebe iſt dieſem Papiere anvertraut! und wie belebt die liebe Sorge für mein Wohlſeyn die todten Buchſtaben,“ ſagte ſie, und küßte die Blätter. Ich erfreute mich an dem Inhalt und ſah ſie von einer ſehr zahlreichen lieben Familie herrlicher Menſchen umfaßt. Sie las die Frage: und warum ſeyd ihr getrennt? in meinen Augen. „Meine Wahl beſtimmte es ſo. Ich ſtand allein im Leben, und will einſam unter den Geiſtern der Vorzeit dahingehen. Da, wo meine ſchönſten Blüthen emporblühten und welkten, ſollen ſie wieder aufblühen für die Ewigkeit.“ Sie wurde ſehr ernſt. „Bald iſt der Sieg errungen! ich habe einen guten Kampf gekämpft. Meine theure Tochter, es liegt in uns etwas Ueberirdiſches! eine Kraft, über die Natur und Zeit nichts vermögen, die wenige ahnen und nur Auserwählte kennen; auch Du gehörſt zu dieſen. Laß Dich nie irren! Jahre haben es nun beſiegelt, das geiſtigere Leben der höhern Exiſtenz. Da, wo ich ſtehe, hat man keine Thrä-

nen mehr, ſie ſind dem Leben geweint, aber, glaube mir! hohe Freuden in der Befriedigung des Heiligſten, was uns als Geiſter anerkennt. Selbſtbewußtſeyn und Seelenfrieden. Ich ſtehe allein unter den Tauſenden, die leben" —

„O warum," unterbrach ich ſie, ergriffen von einer wehmüthigen ſchmerzlichen Empfindung, und drückte ihre Hand an mein Herz, „warum ſtehen Sie allein? Sie, die geſchaffen ſind, um glücklich zu machen; glücklich zu ſeyn ſchon hier."

„Gegen die Tugend erſcheint alles ſo klein im Leben!" ſagte ſie mit ſeligem Lächeln. „Das Glück iſt ihr und der Pflicht geopfert; und meine Tugend erhöhte der Wiederſchein einer, die mir hoch über das Leben ſtand. Glaube mir nun! es iſt unendlich mehr, einen großen Menſchen verehren, lieben zu können, als einen gewöhnlichen beſitzen. O vergiß es nie! Das Ideal iſt nicht die Jugend, wenn

ſie auch in allen Ideale bildet — glaube immer, ſollte auch jedes ſinken, das in Dir ſtehe, ewig daſſelbe.“ Sie neigte ſich zu mir, küßte meine Stirn ſanft, und ſagte erſchöpft: „Jetzt gehe, und komm morgen wieder.“

Ich fand ſie heut morgen auf dem Sopha liegend, ſehr matt, und viel bleicher als gewöhnlich, doch ſehr heiter. Ihre Farbe iſt ſonſt blühend, und Geſundheit des Körpers wie der Seele war ihr, wie der ſtille Friede eigen. Dieſe Seltenheit ihrer Jahre und Verhältniſſe hat mich ſogleich angezogen. Beunruhigt fragte ich nach ihrem Befinden. „Mir iſt ſehr wohl, jetzt; die Nacht habe ich gelitten an heftigem Kopfſchmerz. In meiner Jugend wohnte aller Schmerz hier,“ ſie legte die Hand auf ihre Bruſt; „wie oft meinte ich, das Herz würde brechen, aber wie viel kann es umfaſſen, ohne zu brechen. Der Krampf, der bei jeder Erſchütterung des Ge-

müths die Bruſt erſchütterte, er verſchwand, da es in ihr ſo ſtille ward; aber nun wird der Kopf vom Schmerz ergriffen; er kann weniger ertragen, und wird ſinken.“

Voll Unruhe bat ich ſie, einen Arzt anzunehmen und doch nicht an das Ende zu denken. „O Du weißt nicht, meine junge Freundin, wie das Ende ſo viel noch verſpricht; mein Tod wird reicher ſeyn, als mein Leben;“ ihre Augen glänzten; „freue Dich, er naht! Auch Dich hat Gott mir noch zugeſandt; ich bin nicht verlaſſen, und erndte da, wo ich nicht ausſäete. Aber ich bin doch kein müßiger Arbeiter geweſen, und habe mein Pfund nicht vergraben, es hat genützt. Ja, ich kann ruhig ins Leben blicken! Ich habe der Kindlein gepflegt, ſo lange ich lebe. Ich bin Mutter geweſen ohne den Lohn der Mutter — ich bringe nichts für mich mit in jene Welt, als mich ſelbſt; aber ich habe manches Saamenkern vom eignen in Schmerz gereiften,

dahin geſtreut in die Gemüther, die das aufnahmen, was mir Gott gab, und das Schickſal lehrte. Mein ganzes Wiſſen war hier in liebender Bruſt, und der Athem Gottes, der ſie belebte, wird nicht untergehen in der Verweſung des Staubes.“ Ihr Auge glänzte verklärt bei den letzten Worten, ſie faltete die Hände, und blieb in ſchweigender Begeiſtrung zum Himmel gewandt.

Die Kinder kamen nach einer halben Stunde, die ich ſtill beſchäftigt im Fenſter zubrachte, unter ihren Blumen, mit bewegtem Gemüth. Freundlich erhob ſie das ſeitwärts gewandte Geſicht zu ihnen, und reichte mir dann mit ſeelenvollem Blicke die Hand, indem ſie mir auftrug, aus dem Auszuge ihrer Komode ein Päckchen zu holen. Für jedes der Kinder war ein Kleid darin, ſo wie die älteſte ſchon neulich bekommen hatte. Sie nahm das Kleinſte auf ihr Lager, und indem ſie es erhob, zeigte das Kind die kleinen

Hände, und ſagte froh: „Gewaſchen hat mich die Mutter ſchon!“ „Das iſt ja ſchön!“ erwiederte Charlotte, „die gute Mutter! ſie hat immer ſo viel zu thun, darum that ich es oft. Du, Julchen,“ indem ſie ſich an die Aelteſte zehnjährige wandte, und ihr die Wange ſtreichelte, „kannſt es auch ſchon. Merke Dir: reine Hände, und ein reines Herz, das gefällt Gott und den Menſchen.“ Das Kind küßte ſie. „Ich will es auch thun, weil es Ihnen gefällt.“

Sie kleidete nun das jüngſte Kind, was ſich jauchzend beſah. Die Kleider waren höchſt einfach ihrem Stand angepaßt. „Euren Eltern wird es recht freuen,“ ſagte ſie freundlich zu den älteren, „ſie müſſen lang arbeiten, wenn ſie euch kleiden wollen, darum ſchont euch hübſch.“ Sie küßte nun alle, nachdem ſie angekleidet waren, ließ mich jedem Semmel und Milch geben, und ſie dann zu ihren Eltern gehen, denen ſie die Kleider

zeigen wollten. Die älleſte aber bat ſie, wieder zu kommen.

Sie war bis zum ohnmächtig werden ermattet, ich ſah jetzt, wie ſehr unähnlich ihr Zuſtand dem gewöhnlichen war; und bat nun dringender, nach einem Arzt ſenden zu dürfen. Sie drückte meine Hand ſchweigend, und ſagte erſt nach einigem Nachdenken, indeß ich unruhig und bittend ſie betrachtete, daß ich nach dem Doctor B. ſchicken möchte. Er war erſt bei der jetzigen Veränderung hier angeſtellt worden.

Nachdem ich dies beſorgt hatte, kam Julchen zurück. Charlotte nahm aus dem Tuche, in dem die Kleider gelegen hatten, eine Schachtel und öffnete ſie. „Für Dich, mein liebes Julchen, habe ich noch etwas zum Andenken. Ich war immer ſo zufrieden mit Dir, und möchte gern, daß Du ein ſo gutes Kind bliebeſt. Ich reiſe nun bald in ein andres fernes Land, wo ich Dir nichts mehr ſagen kann,

und möchte gern, daß Du an das, was ich Dir ſagte, immer dächteſt. Trage dieſes zur Erinnrung, ſo verborgen und lege es nie« mals ab;“ ſie hing ein kleines Medaillon von dünnem Eiſen gegoſſen, (wie man ſie auch mit Gold gefaßt trägt, zu Halsbändern und Ohrringen, als Abgüſſe von Antiken,) um den Hals an einer Schnur, ſo daß ſie auf der Bruſt ruhte. Dann nahm ſie es, um es dem Kinde zu zeigen, und las auf der ei« nen Seite die Worte: Gott ſieht Dich überall! auf der andern: Sey heilig, denn er iſt heilig! „Ich habe Dir ſchon oft geſagt, liebes Kind, daß Gott alles ſieht, was Du thuſt, wenn Du auch allein biſt, und wo Du auch biſt. Daß er das Böſe beſtraft und das Gute liebt und belohnt, denn heilig heißt gut und rein; und wenn Du et« was unrechtes thuſt, entheiligſt Du Dich ſelbſt, und die Strafe iſt, daß Du das fühlſt in Dir, wenn es auch niemand weiß, weil Gott es doch weiß. Die Stimme, die Dich in

Dir ſelbſt warnt, iſt Gottes Stimme; Du kennſt das ſchon, was man Gewiſſen nennt; ich habe Dich aufmerkſam darauf gemacht, und dieſe Erinnerung thue es, wenn ich nicht mehr da bin.“

Als das Kind weg war, gab ſie mir die Schachtel, in welcher für die Kleinen dieſelben Andenken lagen, und bat mich, ſie ihnen zu geben, wenn ſie das Alter erreicht hätten. „Ich weiß ihnen nichts Beſſeres zu geben als eine unzerſtörbare Erinnerung an ſich ſelbſt. Als ich denken, überlegen lernte, fiel ich ſelbſt auf dies Mittel, feſt zu ſtehen: da ein weiches Gemüth, das bei jedem Ton erklang, mich allem hingab, und ich, ſobald ich das Böſe unterſchied, ängſtlich von der Welt abgewandt, jede Sünde als etwas Fremdes, Ungeheures verabſcheute. Ohne Geſpielen aufgewachſen, verſchloß ich mich, um die heilige Welt in mir zu erhalten. Da trug ich auch in einer ſeidnen Hülle ein klei-

nes Kreuz verborgen, und ſchien mir nun auf immer mir ſelbſt gegeben, und ich war es! Aus mir ſelbſt heraus kam Warnung und Schutz. Ich trug das Zeichen bald in der, bald in jener Geſtalt, da das Kind und alles, was ihm gehörte, dem Zufall, oft dem Spott der andern ausgeſetzt war, die das ſtille verſenkte Gemüth ohne Worte und Glanzfarben überſahen, bedauerten, verkannten; und ſich zu den Geſchwiſtern, die nach mir aufblühten und früh entwickelten, wandten, und das träge, ſtumpfe Kind ſich ſelbſt überließen. Das Leben gab mir die Erfahrung, daß nichts ſo ſichert, als ein Heiligthum der Erinnrung, an das ſich jeder gute Vorſatz, jeder gute Gedanke reiht, und den Menſchen ein Denkmal errichtet in ſich ſelbſt; das in jeder Stunde, wo der Sinn wankt, und die Welt zerſtörend hereinbricht, unerſchütterlich ſteht. Selbſt dem Geiſtigſten ſteht die Erſcheinung des äußern Symbols bei. Noch mehr wirkt ſie auf den, der durch Er-

ziehung, Stand und Gewerbe feſter an der Körperwelt hängt. Julchen wird ſich meiner Worte dabei erinnern; mehr als man glaubt, wirkt jeder fremde Menſch, jede fremde Erſcheinung in ihrer Nähe auf der Kinder Gemüth. Dies bedenkt man nicht genug, um es zu nützen, und das Böſe abzuwenden. Einige freundliche Worte der Tugend in die dämmernde Kindesbruſt erhellen dort fortwirkend, wie die Sonne, das herankommende Leben.“

Ich wurde abgerufen, und verſicherte Charlotten, es möchte auch ſeyn, was es wolle, wiederzukommen; und fragte ſie, was ich ihr wohl zur Erquickung mitbringen könnte. Sie bat mich, ja nichts zu verſäumen über die Sorge für ſie, und dankte für alles. „Sie fühlen,“ ſetzte ſie hinzu, „wie viel Sie mir ſind, eine wahre Seelenſchweſter; aber Sie haben nähere Pflichten und laſſen Sie dieſe vorangehen; und kommen nur dann wieder,

wenn jene keine Anſprüche machen. Ich bin gewohnt oft allein, ja faſt immer allein zu ſeyn; dies beruhige Ihre liebe Sorge. Was mir vor allem wichtig iſt, iſt mein Teſtament.“

Ich unterbrach ſie bittend, doch nicht von ſolchen Dingen zu reden, „der Arzt“ —

„Ich laſſe ihn kommen,“ unterbrach ſie mich ſanft, „weil Sie es wollen, aber ich fühle, daß ich ſterben werde. Wer ſo, wie ich lebte, hat eine ahnende Stimme über den Tod.“

Woldemar war bei meiner Mutter. Wie flog ihm mein Herz entgegen und ſehnte ſich, alles auszuſprechen, was es bewegte. Mit zärtlicher Ungeduld blickte er mich beim Eintreten an, aber kein Schimmer des Unmuths trübte das liebe Angeſicht; fühlſt Du ganz mir nach, was dies heißt? Wilhelmine! auch darin iſt er einer der ſeltenſten Männer. Zart theilnehmend nahm er alles, was ich

ihm von Charlotten ſagte, auf, und vermogte ſelbſt in dieſer Stunde zu theilen mit meinem Herzen, was dies bewegt hatte, ohne ihm zugleich anzuſprechen; da ihn, der allein und ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, nur mein Bild beſchäftigt hatte. Ich empfand dies mit unbeſchreiblicher Wonne, und drückte den erſten leiſen Kuß auf ſeine Lippen; er verdiente es, der erſte Mann zu ſeyn, den meine Lippen mit dem Ausdruck meiner ganzen Seele zum ewigen Eigenthum mich weihten. Wie anders iſt doch dies volle Bewußtſeyn des Werthes, und der Harmonie in allem, mit dem man ſich dem edelſten Gegenſtande weiht, und jene leidenſchaftliche Aufwallung, die man, ſo ganz unrecht, Liebe nennt. Iſt dieſe Täuſchung vorüber; wie ſchrecklich drückend müſſen dann die Feſſeln ſeyn, mit denen man zum Sclaven der Willkühr ſich an einen Mann feſſelte, der ein zart fühlendes Gemüth mit ganz verſchiednen Begriffen tyranniſirt; und in jedem Verhält-

niß hart und eigenmächtig nur eine Rückſicht kennt, die auf ſich ſelbſt.

Woldemar theilte mir die Nachricht mit, daß es wohl nun gewiß iſt, daß er hier angeſtellt wird. So erfreulich dies mir war, und in jeder Stimmung ſeyn mußte, ſo war ich doch in keiner, wo man freudig in das Leben und ſeine Verhältniſſe blickt. Woldemars Liebe machte mich mehr als glücklich neben der Wehmuth. Ich dachte nur Gott, Woldemar, Charlotte, aber kein einzelnes Bild der Freude konnte die Phantaſie aufnehmen, neben dem der einſamen Kranken, Sterbenden. Jede Vergleichung zerriß mein Herz.

Als ich wieder hineilte, hatte der Arzt ſie eben verlaſſen. Ich fragte, was er geſagt habe, und ſie lächelte. „Er giebt gute Hoffnung!“ Sie ſtützte ihren Kopf mit ſichtbarem Schmerzgefühl, doch ohne zu kla-

gen. Noch ehe die Arzuei kam, ward ſie zweimal ohnmächtig. Ich blieb die Nacht bei ihr. Heftige Fieberanfälle dauerten bis Mittag fort; ſie war nachher ſo matt, daß ſie kaum die Hände bewegen konnte, und ſprach gar nicht. Erſt gegen Abend fühlte ſie ſich etwas ſtärker und wünſchte ein Käſtchen gereicht zu haben, aus dem ſie mir ein Papier gab. „Hier ſind die Namen der Zeugen, die ich um ihre Unterſchrift meines Teſtamentes bitte. Wollen Sie wohl dies beſorgen? Dann noch die Bitte, liebes Herz! daß Sie dieſe Nacht nicht bei mir bleiben, die Wärterin bleibt hier.“ Ich wollte Einwendungen machen. „Ich habe Sie nöthiger,“ erwiederte ſie bittend, „es nahen Stunden, wo ich ungern den Beiſtand Fremder annehme. Bleiben Sie morgen bei Leſung und Unterſchrift meines Teſtaments, darum bitte ich,“ ſagte ſie lebhaft, „und nur Sie allein, meine Klotilde, Sie ſind meinem Weſen verwandt, und werden, in meinen Sinn eingehend, mir Ihre

Hand leihen, wenn ich die erſtorbne nicht mehr bewegen kann.“

Nachdem ich ihr dies durch meine Thränen zugeſagt hatte, denn reden konnte ich in dem Moment nicht, redete ſie ſehr heiter von Woldemars Ankunft, und als ich dann durch ſie erheitert war, bat ſie mich, ihr aus der heiligen Schrift vorzuleſen. Sie gehörte, ich ſah es hier nur allzuwohl, nicht mehr der Erde an. Nie waren mir die Worte der Schrift ſo lebendig heilig, und in ihnen fand ich ſelbſt die Kraft, die ihr ganzes Weſen beſeligte. Als es zehn ſchlug, reichte ſie mir die Hand und drückte ſie feſt. „Ich danke Dir! geh nun ſchlafen.“ Sie faltete die Hände auf der Bruſt, ich ſah, daß ſie betete, und verließ das Zimmer.

Die obrigkeitliche Perſon und die ſieben Zeugen traten ein; Charlotte hatte eben etwas geſchlummert, über ihrem Angeſicht

ſchwebte ein heitres Lächeln. Ich hatte um die Kranke den Vorhang angelehnt, dieſe Züge ſchienen mir zu heilig; ich verhüllte ſie vor den mir fremden Männern. Nachdem ſie ſich um den Tiſch dem Fenſter nah geſetzt hatten, reichte mir Charlotte ihr Teſtament eigenhändig geſchrieben; ich bat, in ihrem Namen, es vorzuleſen, und reichte es dem ernſten blaſſen Manne, der am Tiſch den Vorſitz hatte; er ſchien bewegt und reichte es, indem er, wie es mir ſchien, unwillkührlich mit der andern Hand über die Stirn und Augen fuhr, dem Zeugen der ihn zunächſt ſaß. Dieſer las es vor.

Die Worte des Anfangs, „Ich übergebe meine Seele Gott, und ihre Hülle der Erde, von der ſie genommen wurde," gaben mir einen Schauer, und ich ſah die großen hellen freundlichen Augen des Vorleſers von Thränen verdunkelt; doch faßte er ſich gleich, und las weiter. „Meine verſiegelten Papiere

und Briefſchaften erhalten meine Schweſtern, und jede einen der goldenen Ringe, die ich trug, zu meinem Andenken. Meine Nichten, Gabriele, Antonie und Friederike, eine Locke meines jugendlichen Haares. Johannen, Marien und Sophien, die durch die Jahre gebleichten, meine Freundin Klotilde wird ſie, wenn ich entſchlafen ſeyn werde, für ſie und für ſich abſchneiden und in die dafür beſtimmten Medaillons, in meinem Schreibtiſche befindlich, einlegen. Ich erfülle dadurch ihre Wünſche und gebe den lieben Mädchen das Andenken, was ihrem Gemüth die beſte Erinnrung giebt, jenen mein Jugendbild, dieſen das Alter. Meine Brüder erhalten die Kupferſtiche, doch erhält von dieſen mein Schweſterſohn, Germanus, die Auferſtehung, (meine letzten Worte für ihn erhält die Rückſeite des Kupfers verſiegelt.) Und mein Schweſterſohn, Viktor, die Madonna. Meiner Freundin Klotilde vermache ich mein Fortepiano. Meiner Freundin Sophie meine Mund-

taſſe, und meiner Freundin Maria meinen Arbeitstiſch mit allem, was er enthält. Der Braut meines Neffen und geliebten Pflegeſohn Germanus, Luiſe, die ſo lange ruhende Guitarre."

„Alles andre, auſſer dieſen benannten Sachen, was ich durch eignen Fleiß und die Güte meiner Eltern und Geſchwiſter habe, vermache ich, da ſie alle gut verſorgt ſind, denen, die es mehr bedürfen. Meine Kleider und Leibwäſche ſoll den vier ärmſten Mädchen dieſer Stadt, die über vierzig Jahre und brav ſind, getheilt werden. Alles andre Leinen und Möbeln ſoll den zwei der ſittlichſten und ärmſten jungen Mädchen getheilt werden zu ihrer Ausſtattung. Die Verſchreibung über das, was ich an Geld beſitze, habe ich in den beiden Briefen verſiegelt in meinem Schreibtiſch, mit der Addreſſe, wem ich ſie beſtimme; es ſind dieſe beiden unverheiratheten Perſonen nicht vermögend, und nur we-

nig jünger als ich. Jeden der anweſenden Zeugen bitte ich eine der Taſſen von dem Porzelaintiſch im Nebenzimmer als Andenken anzunehmen.“

Das Teſtament wurde ſtumm unterſchrieben und verſiegelt. Alle verließen das Zimmer, nur der ernſte Mann ſtand zögernd da. Charlotte hob das bleiche Haupt aus den Kiſſen, und legte den Vorhang etwas zurück. „Die letzte Stunde naht und ich ſehe noch einmal meinen Freund! Das Schickſal hat Ihr Verſprechen erfüllt,“ ſagte ſie und reichte dem Manne die zitternde Hand, der ſchon der Thüre nah ſtand. Der Ton ihrer Stimme war ein Nachklang beßrer Zeiten. Die Jugendtöne ſäuſelten über die eingefallnen Lippen hin, wie ein warmer Frühlingshauch über die gefeſſelte ſtarre Natur. „Soll ich denn nach dreißig Jahren nicht noch einmal Ihre Stimme wieder hören?“ Jetzt brach die furchtbare Kraft dieſes gehaltnen

Felſens in dem Sinken des Kopfes gegen das Herz. „O mein Gott!“ rief eine Stimme, die der Geſtalt ehmals angehört hatte. „Sie waren meinem Herzen immer theuer, Charlotte!“ „Daß habe ich auch verdient,“ ſagte ſie mit milder Würde, „und gefühlt habe ich es neben allen Schmerzen und Jahren.“

Die ruhigen Züge des Mannes, vom Alter noch mehr geſchloſſen, dieſe faltenreiche feſte Stirn waren aufgelöſt in ſtiller ernſter Qual, und darüber blickte das Bewußtſeyn aus dem trüben und doch ſo offnen Blicke. Ein Heiliger, ein Märtyrer für ſeinen Glauben ſaß am Sterbebette einer Heiligen, beide gehörten dem Himmel ſchon an.

Sie hob die Hand ans Herz mit der Empfindung von Schmerz: „Segnen Sie das entfliehende Leben,“ ſagte ſie matt — „der reinſte Menſch und Chriſt, ein wahrer Jünger des Herrn.“ Er legte ſeine Hand auf

das jungfräuliche weißgelockte Haupt, und beugte ſich betend über ſie — da athmete ſie tief auf und — die Seele war entflohen. Er betrachtete ſtarr die Hülle, drückte dann die halbgeſchloßnen Augen feſter zu, und verließ ſchnell das Zimmer. Ein Nervenſchlag hatte ihr ſchwaches Leben beendigt.

O, meine Wilhelmine! wie arm dünkte mich die Erde in dem Momente, wie traurig das Loos der Menſchheit. Der Tod iſt eine ſchreckliche Erſcheinung. Da lag die Dulderin, neben ihr das Leben verfallen wie ſie ſelbſt. Keine Liebe, keine Kraft, kein Opfer konnte ihr jetzt etwas geben. Unwiederbringlich war dies Leben für ſie verloren. Jedem ſpätern Wunſch entriſſen, jeder Empfindung geraubt. — Geſchloſſen auf immer die irdiſche Rechnung. Hier erkahmt die große Triebfeder des Menſchengeſchlechts, Egoismus, Stolz, Ehrgeiz. Hier ſinkt Schein und Vorurtheil; alle Täuſchung hört auf, und wehe

dem, der auf Sand baute! am Sarge ſteht nur das feſt, was der wahre freie hohe Sinn baute, ein Denkmal für die Ewigkeit. O welcher Schmerz, dachte ich, welches unermeßliche Weh muß jede fühlende Bruſt zuſammen preſſen, die ſich an der Seite eines Erblichnen ſagen kann: „Du haſt ihm Leiden gegeben, Du haſt ſein Leben getrübt, eine jener Stunden des kurzen Daſeyns, was ſein Schöpfer ihm zur Freude gab, mit Schmerz erfüllt. Die ſtarre Bruſt, die nun kein Gebet, keine Macht beleben kann, haſt Du mit Qual erfüllt; und bange Seufzer haben das Herz gehoben, das nun gebrochen iſt auf immer. Nie fühlt man, wie nah der Menſch dem Menſchen iſt, als am Sterbebett. O laßt uns Freuden geben, und den Bruder ans Herz drücken, ſo lang das ſchwache Menſchenherz noch athmet; laßt uns die Kranken pflegen, die Hungrigen, Durſtigen erquicken, ſo lang wirs können.“

Charlotte hatte mir geſagt, daß ich in dem Schranke alles, was ſie noch bedürfe, finden würde. Auch dieſe Sorge hatte die Einſame gehabt. Das Todtenhemde, die Tücher, alles war bereitet und eine Krone lag darauf von einem Dornengeflechte, um das ſich ein Palmzweig ſchlang. Ich mußte mich losreißen von dem allen, es brachte mich der Ohnmacht nahe. Dieſe einfach ordnende Hand, die überall ſichtbar erſchien, und nun erſtarrt war; die Sorge, die alles verrieth, jede Sache recht gethan zu haben; die ſtillen Behälter, über die ſonſt nur die Eigenthümerin ging; das Verlaßne jedes Plätzchens, ach, es war nicht auszuſprechen, was ich bei dem allen empfand!

Noch einmal mußt ich die Verblichene ſehen. Sie lag im Sarge mit dem Ausdruck von Ruhe, den ich an ihr im Leben ſo ſehr liebte. Der Engel der Erlöſung hatte dieſe noch erhöht. Der ſegnenden Hand ſchien

ſie lächelnd nachzuſehen. Mein Herz blutete unter der Dornenkrone, und ich weinte ſehr. In dem Augenblick hörte ich Woldemars Stimme. Ich hatte ihn von der Verklärten geſagt, er wollte mich hier aufſuchen — und ſein Herz feſſelte ihn an den Anblick. Heftiger, als ich ihn ſonſt kenne, ſchlug er die Hände hoch empor, und bedeckte einen Augenblick voll Schmerz das Geſicht. „Klotilde, Du ſollſt ſo nicht ſchlafen! ich will Dich auf Roſen betten, erſt geh ich woran, dann ruht Dein müdes Haupt auf Vergißmeinnicht und Immergrün. Deine Kinder bedecken Deine verblühten Lippen mit Küſſen. Deine Enkel weinen auf die Hände, aus denen Segen für ſie hervorging. O ich habe Dich nie mehr geliebt, als hier, hier an dem Sarge dieſer Einſamen.“ Ich ſank in Wehmuth verloren in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, und zog ihn hin zu der Verklärten.

„O, mein Woldemar, hier auf dem gebrochnen, Herzen in dem die ſchönſte Liebe

und Treue wohnt, hier wollen wir ewige Liebe und Treue ſchwören — und ewiges Vertrauen! Ja Vertrauen, die höchſte Gabe der Menſchheit, nie wankendes Vertrauen. Mag fallen alles, was Vorurtheile und Täuſchung bieten! — mögen die Schätze der Erde zerſtieben, das Vergängliche dahin ſchwinden — wir bleiben uns. O, Woldemar, laß uns wahre Menſchen ſeyn! nichts ziehe uns hinunter; nichts entführe uns der reinen irdiſchen Freude, dann nimmt uns Jenſeits die Himmliſche auf. Gelobe mir hier, Trotz zu bieten allem, was Dich beſchränken, feſſeln will. Was Dich je von mir trennen könnte, mag es ſeyn, was es will; der feſte Wille ſiegt über alles, und dieſen Willen gelob' ich Dir!!"

„O," ſprach er begeiſtert, „der Menſch braucht ja nur Brot und Frieden, dies erkennen wir beide mit gleicher Seele, und dies zu haben ſind hier zwei Herzen und Hände.

Will jemals der Wille wanken, ſollte das irdiſche Vergängliche Sorge machen können — und eine Schwäche Dich oder mich drücken, die uns erniedrigt, und abzieht von dem Höhern: ſo ſey dies unſer Gedachtniß.“ Er brach einen Dornenzweig aus der Krone, und hatte ſich den Finger verletzt, das Blut ſtrömte hervor Ich ergriff den blutenden Dorn und ritzte meine Hand auf, das Blut vereinigte ſich auf der ſchwarzen Buſenſchleife, wir ſchnitten dies Ende ab, und knüpfen es an den Dornenzweig. „Sieh herab, Charlotte! Märtyrin der edelſten Empfindung, aus Deinen Dornen blühen Roſen auf. Laß uns Deine Kinder ſeyn! — Hier gehe der Saamen auf, den Du ſäeteſt — Du ſollſt nicht umſonſt gelebt haben — Du haſt uns die wahre heilige Liebe zum Erben hinterlaſſen, Dein Sinn ſoll wirken und gedeihen in unſerm Gemüthe auf Kindes Kinder!“